www.e-rara.ch

Allerhand Ungezogenheiten

Blumenthal, Oscar

Leipzig, 1876

Zentralbibliothek Zürich

Shelf Mark: 42.814

Persistent Link: https://doi.org/10.3931/e-rara-73290

www.e-rara.ch
Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Visual Library

STADT BIBLIOTHEK
ZURICH

H. PFENNINGER

42.814

Allerhand Ungezogenheiten

von

Oscar Blumenthal.

Dritte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ernst Julius Günther.
1875.

Allerhand

Angezogenheiten.

STADTBIBLIOTHEK
ZURICH

Allerhand

Ungezogenheiten.

Von

Oscar Blumenthal.

Dritte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ernst Julius Günther.
1876.

J 126 C
GK

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Meinen lieben Gegnern

feindschaftlichst zugeeignet.

Immer muß man's wiederholen:
Wie ich sage, so ich denke!
Wenn ich Diesen, Jenen kränke,
Kränk' auch er mich unverhohlen!

Goethe.

Zürnt, Freunde, nicht, wenn Spötter Euch verlachen,
Erwidert lächelnd ihren Spott und wißt:
Der Spötter Witz kann nichts verächtlich machen,
Was selber nicht verächtlich ist!

Bodenstedt.

Inhalt.

Seite

Die Vorrechte der Kleinen 1
Die Vorleser-Epidemie 11
Das Turnier der Dummen 23
Aus den Irrgärten der Lyrik 33
Bunte Denkzettel 51
Jeder nach seiner Art. — Den Zahmen 53
Das praktische Jahrhundert. — Tugendheuchler. — Einem Prahler 54
Piger. — Einem Romanschriftsteller. — Den Altersstolzen 55
Einem Idyllendichter. — Einem literarischen Freibeuter. — Moderne Anthologien 56
Der Mond an gewisse Sänger. — Zeitungskritiken. — Einem Heine-Nachahmer 57
Einem Vielschreiber. — Hyper-Pessimismus. — Der neue Glaube 58
Einem Blaustrumpf. — Ein kritischer Dichter . . 59
Zur Physiognomik. — Vergeltung 60
Aus Meiningen. — Aus Wien. — An Friedrich Haase 61
Das Leipziger Theater. — Einem Heldenspieler . 62
Einem Liebhaber. — Einem Dramatiker. — Moderne Bühnen-Eroberer 63
Gottschall an Lindau 64
Einem Weltschmerzdichter. — Eitelkeit. — Paul Lindau 65
Hans Makart. — E. Marlitt. — Sacher-Masoch. 66

Oskar von Redwitz. — Heinrich Kruse. — Gregor Samarow 67
Offenbach. — Heinrich Düntzer. — J. B. von Schweitzer 68
Meinen Kritikern. — Zur Leichenschau. — Alter Kniff. — Schlußvertheidigung 69
Der teutsche Zopf 71
Die Kuhmägde in der Literatur 83
Betrachtungen eines Zuhausegebliebenen 93
Aus Gesellschaft und Leben 103
Ein Sängerkrieg gegen Rom 115
Von der heiligen Franziska 127
Aehnlichkeitsjäger 139
Modernste Frühlingslieder 155
Literarische Randbemerkungen 165
Das Normalweib 173
Ein Rundgang im deutschen Citirgarten 183
Offenbachs Meisterstück 197
Kritiker und Künstler 207
Eine Kritik des Bucephalus 219
Aus der Bühnenwelt 229
Inschriften für künftige Gräber 227
Zur Einleitung. — Ledochowski 229
Lasker. — Braun-Wiesbaden. — Johann Jacoby 230
Majunke. — Tölcke. — Auf Hasenclever's Aschenkrug 231
Guido Weiß. — Mende. — Louis Stangen . . 232
Einer Schauspielerin. — Felicitas von Vestvali. — Eduard Mauthner 233
Baedeker. — Friedrich Haase. — Auf mein eigenes Grab 234
Der Ernst des Scherzes 235

Die Vorrechte der Kleinen.

Der Mensch kann im Allgemeinen keine größere Dummheit machen, als — ein Genie zu sein.

Selbst der Umstand, daß er „nicht dafür kann", ist eine unzureichende Entschuldigung.

In früheren Zeiten zwar wurden dem genialen Menschen noch gewisse gesellschaftliche Vorrechte zugestanden, die vom Gesichtspunkt des blanken Spießerthums betrachtet immerhin außerordentlich erscheinen. Man sagte sich, daß der Mann von Genie die Welt anders anschaut als die Menge, und so bequemte man sich denn, auch ihn anders anzuschauen. O, man ging in der Duldsamkeit bis zu den äußersten Grenzen. Man begnügte sich bei dem einstmals sogenannten „Genie" mit dem denkbaren Minimalverbrauch von Waschseife, Zahnpulver und anderen Reinigungsmitteln. Ueber die Lückenhaftigkeit seiner Kleidung tröstete man sich mit der Ganzheit seiner Weltanschauung und über den zweifelhaften Schimmer seiner Hemden mit dem unzweifelhaften Glanz seiner Gedanken.

Die gegenwärtige Gesellschaft aber weigert sich, den Ausnahmemenschen selbst diese geringfügigen Zugeständnisse zu machen. Sie sucht das Genie nicht mehr in einem Rocke, der schäbige Stellen zeigt, sondern in einem Fracke, der — ein ordengeschmücktes Knopfloch aufzuweisen hat. Und was früher nur von den Hemden des Genies gesagt werden konnte, ist jetzt von seinen Gedanken zu berichten: man erklärt sie naserümpfend für „ungewaschenes Zeug".

Somit ist heutzutage das letzte Vorrecht gefallen, das dem Genie in diesem kargen Dasein gegönnt war. Wohin wir blicken, sind die köstlichsten Privilegien nur den Geistig-Kleinen zu eigen geworden — und wehe dem, der nur einen Zoll breit über das vorschriftsmäßige Militärmaß der Gewöhnlichkeit hinausragt!

Neulinge freilich sind für diese harte Wahrheit taub und blind. Noch giebt es Menschen, die mit neidvoller Bewunderung zum Genius emporblicken.

Die Geistesverwandten des Themistokles, dem die Lorbeeren des Aristides den nächtlichen Schlummer raubten, sind noch heute nicht ausgestorben.

Aber armer moderner Themistokles! Du könntest längst in der Lage sein, traumlos zu schlafen, wenn Du Dir abgewöhnen könntest, schlaflos zu träumen.

Wer mit wachen, offenen Blicken in die Runde schaut, findet leicht, daß auf dem Globus der geistigen Welt — Liliput das Land der Glücklichen ist. Für die Vielheit

der Kleinen sorgt nicht nur das Schicksal, das ungerechte, mit der liebevollsten Behutsamkeit — sie sind auch die begnadeten Schoßkinder der Natur, die ja nach Schillers Versicherung „ewig gerecht" bleibt; die Großen sind ihre ärgsten Stiefkinder.

Zunächst haben die Kleinen den unberechenbaren Vortheil für sich, daß sie in der Majorität sind, und überall finden sie darum ihres Gleichen. Der Ausgezeichnete ist einsam auf Erden, und am qualvollsten empfindet er diese Einsamkeit, wenn er — in Gesellschaft ist.

Der Kleine findet leicht einen ebenbürtigen Gegner: da fechten sie denn lustig und wohlgemuth gegeneinander mit ihren Kindersäbeln und Galanteriedegen und triumphgekrönt trägt der Sieger die taube Nuß heim, die des Streites Ursache gewesen ist. Dem Großen stellt sich in der weiten Welt kein Gegner zum Zweikampf — und er muß das gewetzte, schneidige Schwert in der Scheide rosten lassen, wenn er nicht Pagoden in Scherben schlagen oder Disteln köpfen will.

Dem Kleinen verzeihen wir es sogar, wenn er die Großen schlechtweg verachtet, denn wir können nicht von ihm fordern, daß er sie versteht: dem Großen dürfen wir es nicht einmal verzeihen, wenn er die Kleinen schlechtweg verachtet, denn wir können von ihm fordern, daß er mit ihnen rechnet.

Erfreuen sich die Kleinen ohne Arg an den schimmernden Lügen des Daseins, so erdulden die Großen freiwillig

das unermeßliche Leiden der Erkenntniß und .. der Nicht-Erkenntniß.

Den Kleinen nimmt man es nicht einmal übel, wenn sie eine Dummheit machen, denn man sagt sich duldsam: „das gehört zu ihrem Beruf!“ — den Großen nimmt man es sogar übel, wenn sie sich von der Klugheit leiten lassen, denn ihre Führerin soll die Weisheit sein, und die gewitzigte, schmiegsame Berücksichtigung der armseligen Beschränkungen des Erdenseins, diese Berücksichtigung, welche den Inbegriff der Klugheit bildet, scheint nicht vereinbar mit der Geisteshoheit eines edelbürtigen Genius, die himmelanragend über alles Erdensein hinaus zu wachsen scheint.

Der Kleine erstrebt stets nur das Erreichliche: er wünscht nur, was er haben kann, und darum giebt es Nichts, was er entbehrt. Der Große strebt immer nach dem Unerreichlichen: nur der Inhalt der Unendlichkeit ist umfassend genug, um sein Sehnen zu erfüllen — und wenn er je sein Glück erreicht hat, so merkt er plötzlich mit Wehmuth, daß er nicht sein Glück erreicht hat.

Darum blüht für den Kleinen auf allen Wegen das Gänseblümchen der Zufriedenheit und als eine sittige Zierde steckt er es mit schmunzelndem Behagen an seinen Sonntagsrock. Den Großen treibt es ruhelos und ohne Ende: Und wenn es Etwas giebt, womit er allein Ursache findet, zufrieden zu sein, so ist dies Etwas — seine wandellose Unzufriedenheit: denn sie ist die fruchtbare Mutter der Fortschritte.

Die Kleinen haben stets die Hoffnung, zu wachsen — eine wohlthuende, eine befreiende Hoffnung. Die Großen haben stets die Furcht, zusammenzuschrumpfen — eine schmerzliche, eine herzbeklemmende Furcht.

Trotz alledem wird der Große oft von den Kleinen beneidet — aber wie traurig: er kann beim besten Willen keine Revanche üben.

Was eigensinnig dem Tiefsinn des Genius als unentwirrbares Problem entgegentritt — dem Kleinen erscheint es von vornherein ganz hell und eben, denn seine Blicke reichen nicht weit genug, um in dem Räthsel auch nur das Räthsel zu sehen.

Auf ellenhohen Socken stolziren die Kleinen durch die Welt und sie recken und strecken sich nach Leibeskräften; die Großen wandeln geräuschlos ihre stillen Pfade und wie oft müssen sie sich bücken, um nur vorwärts zu kommen.

Die Kleinen haben stets einen sehr unbescheidenen Character, dafür entschädigen sie aber durch die außerordentliche Bescheidenheit ihrer Talente. Bei den Großen ist es just umgekehrt.

Die Kleinen haben aber auch das Recht, sich zu überschätzen, weil sie nur dadurch ein Ansehen gewinnen: die Großen haben die Pflicht, sich zu erniedrigen, weil sie selbst dadurch an Ansehen nicht verlieren.

Für den Großen beginnt meist das Leben erst, wenn

er lange todt ist: der Kleine stirbt nie, denn Hinz und Kunz werden unverwüstlich immer wiedergeboren.

Und welche Genüsse sind den Kleinen beschieden, die dem Genie für alle Zeit versagt sind!

Der Kleine berauscht sich überlegungslos am Taumelkelch der Lust und im Rausche empfindet er nicht den bitteren Bodensatz auf dem Grunde des Bechers: der Große fühlt sich schon von dem Vorgeschmack der Hefe durchbittert, wenn er am Schaume nippt. Und nur ein Günstiges ist vom Großen zu rühmen: daß er das Glück zum Glück nicht nöthig hat.

Es bedarf keiner ferneren Beweise, daß Jemand, der wirklich Genie hat, nichts Besseres thun kann, als es mit aller möglichen Mühe los zu werden. Für den Menschenfreund ist es dabei eine wahre Beruhigung, daß die Natur einer glücklichen Mehrheit — diese Mühe erspart hat.

Freilich ist es für den Großen eine ebenso unerfüllbare Forderung, über Nacht sich zur Kleinheit zu verflachen, wie es für den Kleinen unmöglich ist, sich zum Genie zu erhöhen. Das Zwergholz muß sich eben in der Niederung weiterkrüppeln, und die Königstanne muß wachsen, wachsen bis zu den Wolken, ob auch die Blitze vom Himmel verderbendrohend niederzüngeln.

Da der Ausnahme-Mensch somit gegen die eigene Größe ohne Rettungsmittel ist und das Herz selbst in den Krämpfen und Zuckungen der Verzweiflung nicht aufhören kann, für

das Hohe und Ewige zu schlagen, so möchte man fast ausrufen:

„Selig sind die Geistig-Kleinen, denn ihrer ist das Himmelreich schon auf Erden."

Indessen — auch die Kleinen haben ihre Schmerzen. Keulenschläge hat freilich für sie das Schicksal nicht, aber tausenderlei widerwärtige Nadelstiche, von welchen der Große keinen Begriff hat. Der Schmerz überwältigt sie nicht wie ein entfesselter Tiger, aber er peinigt und ärgert sie wie eine Schaar von Insekten. Noch ist es nicht erwiesen, ob die platte Betrübniß über die Unerreichbarkeit des Hoflieferantentitels nicht ebenso schmerzlich brennt, wie die geniale Trauer über der Schöpfungsräthsel Unauflöslichkeit.

Sie haben ihre Vorrechte, die geistigen Zwerge. Aber was den Großen kaum anfechten mag, drückt sie oft schon zu Boden, und selbst der goldenen Bürde der Freuden sind sie selten — gewachsen.

Die Vorleser-Epidemie.

Auch auf dem Gebiet der winterlichen Abendunterhaltungen läßt sich eine Herrschaft der Mode beobachten. Wenn wir dem alten Gellert glauben wollen, so gab es sogar eine Zeit, in der ein Virtuos, der in eine Bierkruke hineinzukriechen versprach, eine schaulustige Menge fand. Die Gaukelkünsteleien eines Bosco und Bellachini haben sich erst überlebt, seitdem die modernen Gründer im Geldverschwindenlassen und allerhand sonstigem „Zauber" die bewährtesten Escamoteurs hinter sich gelassen haben. Noch vor kurzem aber liebte es das Publikum, bärtige Weiber, zweiköpfige Nachtigallen, zusammengewachsene Zwillinge und ähnliche mißgestaltete Wunder-Menschen mit der Aufmerksamkeit zu betrachten, die man zweifellos so ausnahmsweise begabten Persönlichkeiten schuldig ist. Und gegenwärtig ist der „Vorleser" en vogue, sei es in der Gestalt des populär-wissenschaftlichen Wandervorlesers, sei es in der Abart des dramatischen Recitators. Es läßt sich unschwer nachweisen, daß es sich hier auch nur um eine neue Form von Gaukelkunst

und Charlatanerie handelt — und im Interesse unserer Winterabende möchte es nicht unverdienstlich sein, zur Diagnose der so heftig ausgebrochenen Vorleser-Epidemie ein Scherflein beizutragen.

Gegen jene in Literatur machenden commis voyageurs, die mit einem flüchtig ausgearbeiteten Manuscript ganze Provinzen abgrasen, ist freilich schon häufig und mit Fug geeifert worden. Fast scheint es auch, daß diese abenteuerlich umherziehenden Wissenschafter eben nicht mehr recht — ziehen wollen.

Der Kraft- und Stoff-Mann Louis Büchner wenigstens dürfte nach seiner letzten Rundfahrt wesentlich an Heimathsliebe gewonnen haben.

Man hat nachgerade eingesehen, daß die Vorträge der wandernden Propheten im Allgemeinen nicht oberflächlich genug sind, um zu unterhalten, und nicht tief genug, um zu belehren. Der schauspielerische Krimskram, der drum und dran hängt, hat seinen Reiz verloren, seitdem wir einen unterrichtenden Blick hinter die Coulissen geworfen haben. Wir können nicht mehr die Thatsache außer Augen lassen, daß Jeder, der etwas Vernünftiges zu sagen hat, in den Zeiten der Buchdruckerkunst nicht darauf angewiesen ist, seine Weltweisheit in Person zu colportiren, und der Sache selbst nützen diese „fliegenden Literaten" sehr wenig.

Mag auch die Augenblickswirkung des gesprochenen Worts eine lebendigere sein, als die des geschriebenen, so

verhallt doch die Rede wieder schnell und spurlos. Die Mühe des Nachschreibens nehmen sich ja die eleganten Zuhörer und Zuhörerinnen niemals; was aber die Zeitungsberichte als Handhabe des Gedächtnisses bieten, ist meist dürftig und verfälscht — und schließlich bleibt Nichts im Geiste der Hörenden haften, als ein Paar halbverstandene Gemeinplätze, ein Paar mundgerechte Schlagwörter, die gerade ausreichen, um für die Conversation einige vornehme Brocken abzuwerfen.

Diese ließen sich nun freilich auch aus Büchern schöpfen. Aber wenn der Banquier Cohn und seine liebenswürdige Frau Abends zu Hause säßen und die Nase in ein belehrendes Werk steckten, so würde ja der Banquier Meyer nichts davon erfahren und am Ende gar glauben, daß Cohn und Gemahlin ihre freien Abende mit Kartenspielen oder ähnlichen geistleeren Beschäftigungen ausfüllen. Pilgern die Herrschaften dagegen in eine öffentliche Vorlesung, so bleibt selbst dem Banquier Meyer nichts übrig, als das glühende Bildungsstreben Cohns und den feurigen Wissensdrang seiner Ehehälfte zu preisen. Die Wandervorleser der bezeichneten Gattung sind also eigentlich nur für denjenigen ein Bedürfniß, der zwar Nichts lernen will, aber doch so thun möchte.

Aber wie gesagt, diese „wissenschaftlichen" Wanderprediger haben am längsten ihr Wesen getrieben.

Um so toller spuken jetzt ihre obengenannten Collegen

in der Geldmacherei, die Vorleser klassischer Dramen. Es genügte nicht, daß die klassischen Dichtungen in zahllosen Ausgaben mit und ohne Anmerkungen zu Schlachtopfern der buchhändlerischen Speculationsgier wurden. Es genügte nicht, daß die Erklärer-Cohorte sich beutegierig darauf losstürzte, daß über jeden Gedankenstrich, jeden I-Punkt gedankentiefe Untersuchungen ans Licht befördert wurden. Um das Maß der Leiden zu erfüllen, mußten erst noch die Vorleser kommen und uns durch ihre Recitationen vollends die Freude an den unsterblichen Kunstwerken verbittern und trüben.

Die ganze Ueberflüssigkeit solcher Vorleser wird man begreifen, wenn man sich die unseres Wissens in weiteren Kreisen bekannten Thatsachen ins Gedächtniß zurückführt, daß wir 1) Bücher besitzen, worin wir die Werke mit eigenen Augen zu lesen im Stande sind, und daß 2) Gottlob noch Theater in Deutschland existiren, auf welchen wir die Dramen in mehr oder minder gelungener scenarischer Veranschaulichung genießen können.

Bist Du also einem strengen und keuschen Kunstgenuß nicht abhold, so magst Du in beschaulicher Stunde das Buch in die Hand nehmen und Dich mit sinnendem Geist in alle Einzelschönheiten der Dichtung vertiefen, feinspürig allen Absichten des Künstlers nachgehen und die Geheimnisse des dichterischen Schaffens zu erlauschen suchen. Voll und innig wird dann der Geist des Kunstwerkes dem empfänglichen

Leser aufgehen, und in weihevoller Stille hat Dich leis der Athem des Ewigen berührt.

Liebst Du aber die lebensvollere theatralische Verkörperung des Dichterwerkes, so bist Du ja in den dermaligen Blüthetagen des Theater-Gewerbes ohne Zweifel nicht in Verlegenheit und kannst zur Noth auch noch Mitglied eines Lesekränzchens werden, in welchem die Dramen mit „vertheilten Rollen" verzapft werden.

Kurz, für die künstlerischen Neigungen jeglicher Art ist überreichlich Sorge getragen — und wenn in Wirklichkeit die dramatischen Vorleser einem „tiefgefühlten" Bedürfniß abgeholfen haben, so kann doch dies Bedürfniß von keinem Andern „tief gefühlt" worden sein, als von — ihnen selbst.

Nun berufen sich freilich die Herren auf die Mangelhaftigkeit der meisten Bühnenaufführungen und geben sich kecklich die Miene, als ob sie etwas wunderbar Besseres darbieten. Und doch lehrt eine unbefangene vergleichende Beurtheilung der Mittel, die ihnen zu Gebote stehen, und der Ziele, die sie erreichen wollen, daß ihre Leistungen einer auch nur halbwegs angemessenen Bühnenaufführung nun und nimmermehr ebenbürtig sein können.

Von einigen Künstlern wird berichtet, daß sie mitunter den übermüthigen Versuch machten, in einer klassischen Dichtung an einem Abend zwei Rollen zu spielen. So soll z. B. Dawison einmal den Franz und den Karl Moor gespielt haben.

Stets wurde das als virtuosenhaftes Wagestück, als eine vom künstlerischen Gesichtspunkte aus verdammungswürdige Parforceleistung abgeurtheilt. Und mit vollem Recht. Denn die einheitlich durchdachte und in alle Wege befriedigende Durchführung einer einzigen, dichterisch-bedeutenden Gestalt erfordert schon einen ganzen Künstler und gestattet schlechterdings keine zersplitternde Nebenthätigkeit mehr. Was aber von dem Darsteller, dem alle Hilfsmittel der theatralischen Kunst zu Gebote stehen, seine Geltung hat, das gilt in noch höherem Maße von dem Recitator, der lediglich durch das Mittel der Stimme wirkt. Er hat nur ein Instrument — und will uns ein ganzes Orchester ersetzen! Er giebt vor, in seiner einzigen Person die Leistungskraft eines ganzen Dutzend von Künstlern zu vereinigen! Nur die erstaunliche Genügsamkeit und Leichtgläubigkeit des Publikums konnte solchen groben Unfug ermöglichen.

Ich habe die besten und bewährtesten Recitatoren gehört: Wenn ich die Augen schloß und mich nun wirklich der Illusion hingab, eine Bühnenaufführung vor mir zu haben, so wurde mir erst recht klar, welche ungehobelte Mittelmäßigkeit hier herumstümpert. Wie sollte aber auch ein Recitator dazu kommen, einen Othello und eine Desdemona, einen Jago und eine Emilia, einen Brabantio und einen Rodrigo mit gleichartiger Künstlerschaft vorzutragen! Es ist das ein Unding, es ist ein selbst für den Begabtesten

geradezu unerfüllbares Problem. Schon das blos charakteristische Auseinanderhalten der verschiedenen Stimmen nöthigt den Vorleser zu Tonfärbungen, deren zerrbildartige Unnatur und karikirte Verkünstelung jede Möglichkeit einer gesunden Wirkung vernichtet. Selbst in die gottbegnadetste Kehle, selbst in das wandlungsfähigste Organ ist nicht eine solche Anzahl natürlich klingender und wohllautender Töne gelegt, wie sie beispielsweise zur Wiedergabe figurenreicher Volksscenen erfordert werden.

Hört man daher von den Rhetoren solche Scenen vortragen, so wird man unwillkürlich an die Kunststückmacherei der Bauchredner erinnert: So schrill und unvermittelt sind die Tonübergänge, so mißklingend und popanzartig die einzelnen Stimmen. Oder der Vorleser ist zu künstlerisch geschmackvoll, um seine Stimme zu nothzüchtigen — dann bemerken wir an den Personen, die uns sprechend vorgeführt werden, selbst in den Augenblicken der heftigsten Meinungskämpfe eine Einstimmigkeit, die nur heiter wirken kann.

Bei diesen unüberwindlichen Schwierigkeiten der Vortrags-Technik allein ist die Unkunst und Gaukelei der „dramatischen Vorlesungen" schon sattsam erwiesen.

Sie vermögen uns in der That nicht einmal für ein einigermaßen anständiges Lesekränzchen einen Ersatz zu bieten, geschweige denn für eine Aufführung. Dazu kommt, daß vielfach die Hilfsmittel des scenarischen Darstellungs-Aparats

unentbehrlich sind. In der Werbescene zwischen Richard und Anna z. B. in Richard III. lassen sich unmöglich ohne die Erläuterungen, welche die mimische Kunst bietet, die Wandlungen in Anna's Gefühlen glaubhaft veranschaulichen. Bei anderen Stellen — z. B. bei Monologen — hat nun freilich der Rhetor die Möglichkeit, seine Worte durch mannichfaltige Gestikulationen zu begleiten. Aber er thut besser daran, auch hier darauf Verzicht zu leisten. Denn wenn nicht die Täuschung, in welche er seine Zuhörer glücklich hineingeschwindelt hat, schneeflockenartig zerrinnen soll, so ist es am Gerathensten daß er jede Reminiscenz an die Bühne ängstlich vermeidet.

Neuerdings haben die Vorleser noch zu ganz absonderlichen Reizmitteln gegriffen, um die Anziehungskraft ihrer Recitationen zu steigern.

Richard Türschmann z. B. (und nach ihm Hermann Linde) tragen aus dem Gedächtniß vor und imponiren damit einem denkträgen Schwarm. Es bedarf keines Beweises, daß diese Gedächtnißleistung mit der Kunstleistung gar nicht zusammenhängt und daher auch den Werth der letzteren nicht erhöhen kann. Mit Recht ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß ein Paulsen und Zuckertort, die zwölf Schachpartien gleichzeitig spielen, ohne auf das Bret hinzublicken, — daß ein Hans von Bülow, der ein Clavier-Concert ohne Noten giebt, — an Gedächtnißstärke die Türschmänner und Linde weit überragen. Ein Schauspieler, der ein

Paar Dutzend Rollen im Kopfe hat, ist ihnen ebenbürtig. Uebrigens ist es nicht einmal ein behagliches Gefühl für den Hörer, einen solchen Gedächtnißvortrag mit anzuhören. Man befürchtet jeden Augenblick, daß der Recitator am Ende doch stecken bleibt, und schon diese Aengstlichkeit verhindert eine freudige Hingebung an das Dichterwerk selbst.

Für Türschmann's Gedächtnißvorträge freilich hat man als Entschuldigung angeführt, daß der Redner halb blind ist: Aber wer aus diesen Vorträgen Behagen schöpfen wollte, müßte — halb taub sein.

Lediglich ihrer großen und ungewöhnlichen Geschäftigkeit im Reclame-Machen haben die Vorleser es zuzuschreiben, daß sie noch immer hier und da — wenn auch vorwiegend in kleineren Städten — ihr Publikum finden. In größeren machen sie häufig Fiasco, und in Leipzig waren im vorigen Jahr die Säle, in welchen die Recitationen vom Stapel gelassen wurden, nur noch Lieblingsplätze für Freunde der Einsamkeit.

Zu einer „Medea"-Vorlesung z. B., die eine wandernde Rhapsodin halten wollte, fanden sich thatsächlich im Ganzen nur neun Personen ein und die Enttäuschte sah sich in Folge dessen genöthigt, die Vorlesung zu unterlassen. Das Curioseste dabei war nur, daß sie den neun Anwesenden nicht einmal ihr Eintrittsgeld zurückgab! — Die Unglücklichen hatten nämlich ..... Freibillets.

Es ist sehr zu wünschen, daß dieser Mißerfolg sich allerorten herausstellte, damit Wagner's Ausspruch:

„der Vortrag macht des Redners Glück"

wenigstens auf die dramatischen Vorträge keine Anwendung mehr finden kann.

Das Turnier der Dummen.

In dem berühmten Städtchen Schnuckenroda, das in den Chroniken des deutschen Reichs von Alters her neben Schilda und Lalenburg mit Auszeichnung genannt wird, war ich Zeuge eines Wettstreites, den ich unmöglich mit gutem Gewissen der Vergessenheit überlassen kann; so merkwürdig ist er in seiner Art und so beispiellos in seinem Ergebniß.

Es lebte in Schnuckenroda noch vor Kurzem ein alter steinreicher Hagestolz, der wirklich das Muster eines verknorpelten Sonderlings war. Seine Lebensanschauungen waren schrullenhaft über die Maßen und wenn nach den Berichten der glaubwürdigsten Ohrenzeugen die Honoratioren der Stadt wiederholt die Erklärung abgaben, daß sie den alten Schalkhausen nicht begreifen könnten, so fällt dies Geständniß bei dem allgemeinen Höhepunkt der schnuckenrodaer Begriffsschärfe schwer in die Wagschale. Der Alte war aber auch voll boshafter Nücken und Tücken und querköpfig in unglaublichem Grade. Seine Mitbürger, die ihn zum Landtagsabgeordneten gewählt hatten, verklagte er

nach Beendigung der Session wegen Realinjurie. Und was sagen die Leser dazu, daß er große Summen verschwendete, um zur Beförderung des Selbstmords eine Gesellschaft zu gründen, deren Mitglieder sich verpflichten mußten, deutsche Journalisten zu werden? Ein Missionsverein zur Verbreitung des Heidenthums unter den Christen war sein Lieblingsgedanke — und in seinen letzten Tagen benutzte er alle Ueberredungsgabe, um seine näheren Bekannten zur Lectüre der Gedichte von Albert Möser zu bewegen. Man sieht daraus, daß Schalkhausen ein Menschenfeind war, und als er starb, fragte man sich nur noch spannungsvoll allerorten, was er über sein unermeßliches Vermögen testamentarisch verfügt haben mochte. Jedermann sah einen neuen Bosheitsstreich voraus, und man vermuthete schon das Schlimmste von dem „letzten Unwillen" des alten Grillenfängers.

Trotzdem hatte Schalkhausen noch etwas Drolligeres zu Stande gebracht, als alle erwarteten. Ganz Schnuckenroda war starr vor Verwunderung, als durch den Ortsrichter auf offenem Markt die Verfügung des wunderlichen Heiligen verlesen wurde:

„Ich Endesunterzeichneter setze hiermit denjenigen Schnuckenrodaer zum Universalerben ein, der nachweisen kann, daß er in der ganzen Stadt der Dümmste ist. Die Entscheidung wird der Obertribunalsrath M. aus B. am 1. April fällen und die Bewerbung steht Jedermann frei."

Wie gesagt, Schnuckenroda staunte. Aber Schnuckenroda staunte nicht thatenlos.

Die Gelegenheit — das sieht ein Blinder — war in seltenem Maße geeignet, den Ehrgeiz zu erwecken. Verführerisch blinzelte Schalkhausen's Vermögen jedem Einzelnen in die Augen — nur hielt sich natürlich jeder Einzelne für klüger, als alle seine Mitbürger — und so Mancher war demnach schon nahe daran, in Berücksichtigung seiner angeborenen Geistesfülle verzweiflungsvoll auf die Bewerbung Verzicht zu leisten.

„Wenn ich doch die Fackel des Verstandes jetzt auslöschen könnte!" seufzte mehr als Einer aus tiefstem Herzen. — „Aber es geht nicht —" so widerlegte er sich selbst — „ich habe zu viel Pech!"

Doch nicht nur die Noth, auch die Hoffnung macht erfinderisch — und so kamen die Schnuckenrodaer denn allerseits auf den sehr einleuchtenden Gedanken, auf künstlichem Wege den Ueberschuß an indellectuellen Fähigkeiten loszuwerden, den ihnen die Natur einmal so verhängnißvoll mitgegeben hatte. Es entbrannte ein allgemeines Streben nach Selbstverdummung, und die beredtesten Thatsachen sprechen für den Eifer, der an das würdige Ziel gewendet wurde.

So sollen z. B. zu dieser Zeit mehrere Exemplare von Julian Schmidt's „Literaturgeschichte" in Schnuckenroda abgesetzt worden sein.

Der Kirchenbesuch war niemals so zahlreich.

Die „Germania“ und die „Kölnische Volkszeitung“ gewannen in der Stadt neue Abonnenten.

Der thüringer Bankverein ferner würde schon viel früher eine Reihe von pleittragenden Hinterbliebenen zurückgelassen haben, wenn sich nicht viele Bürger Actien hingelegt hätten, um so durch unwiderlegliche Documente ihre Beschränktheit nachzuweisen.

Kurz, Jeder wirkte rüstig an seiner Selbstverdummung, so viel er irgend konnte, und nur der Bürgermeister so wie einige der bewährtesten Rathsmitglieder feierten, in dem erhebenden Bewußtsein, bereits bei Zeiten das Ihrige gethan zu haben.

So kam der 1. April heran — und von der Aufregung, die Alle bewegte, konnte ich mir eine Vorstellung machen, da mich ein Zufall gerade an jenem Morgen in die Stadt und zwar in das Wirthshaus „Zum blutigen Knochen“ führte, wo die angesehensten Bürger ihren Frühschoppen nahmen. Da flogen denn erregte und besorgnißvolle, eifersüchtige und stolze Worte hinüber und herüber.

„Werden Sie sich denn ebenfalls bewerben, Herr Krimmebein?“

„Natürlich! Bin ich nicht seit acht Jahren der Schulmeister loci?“

„Aber ich bitte Sie, Herr Schulmeister, Sie wollen dumm sein? Sie sind nicht klug!“

„Nun, ich hoffe, ich bin der Geringsten Keiner!"

„Meine Herren, meine Herren —", ließ sich jetzt ein Anderer vernehmen — „ich befürchte, es wird uns von Obrigkeitswegen noch in der letzten Stunde die Bewerbung untersagt werden. Meiner entschiedenen Ansicht nach sind unsere Dummheitsansprüche ein Eingriff in die Rathsprivilegien."

„Wenn nur nicht —", so hörte ich Hackemann den Aeltern reden — „Freund Mehlthau uns Allen den Rang abläuft. Bedenken Sie, er hat ja den koburgischen Hausorden angenommen."

„Sie Schlauberger!" erscholl es darauf von mehreren Seiten.

Hackemann aber fühlte sich durch diese Bezeichnung in seinen Erbschaftshoffnungen entmuthigt und verbat sich ernstlich jede fernere Verdächtigung.

Unter solchen Gesprächen nahte die Entscheidungsstunde — und der zum Dummheitspreisrichter bestellte Obertribunalsrath M. aus B., ein grundsätzlicher Epikuräer, dessen Name in Verbindung mit mehreren höchst zweifelhaften Gründungen genannt wird, eröffnete die Vernehmung mit jener Feierlichkeit, die dem Geschlechte der Obertribunalsräthe eigen ist. Herbeigeströmt waren die Bewerber aus jedem Stadtviertel — und wer nicht etwa durch ein zu eifriges Studium socialdemokratischer Reichstagsreden verwöhnt war, konnte wahrlich mit den Dummheitsbeweisen

zufrieden sein, welche die Concurrenten mit Selbstgefühl zu Protocoll gaben. Aber unser Freund, der Obertribunalsrath M. aus B., schien an die schnuckenrodaer Geistesbeschränktheit ganz besonders weitgehende Ansprüche zu stellen, denn kein Bewerber fand Gnade vor seinen Augen — und selbst der Bürgermeister, der doch eine summarische Geschichte seiner neunzehnjährigen Amtsführung zu den Acten gegeben — selbst der Commissionsrath Borgemann, der sich doch jedem genügsamen Beurtheiler gegenüber nur auf seinen Commissionsrathstitel zu berufen brauchte — ja sogar der Redacteur des „Volkstribunen", der seit vielen Jahren unerschütterlich für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit kämpfte, Alle, Alle entsprachen nicht dem Ideal, das sich der gestrenge Richter von dem Oberstadtdummen Schnuckenrodas in weihevoller Stunde zurecht geträumt hatte. Immer glaubte er, daß noch aus einem Winkel der Stadt im letzten Augenblicke der eigentliche Preisdumme herbei kommen müsse. Da kam just, während so das Zünglein der Entscheidung schwankte, der Feldmesser Sorgenfroh in den Saal — Hans Sorgenfroh, der bei seinem lustigen Wanderleben in Busch und Thal sich stets verteufelt wenig um die schnuckenrodaer Haupt- und Staatsactionen bekümmert hatte.

„Darf man fragen" — wandte er sich an einen Nachbar — „welch wichtige Angelegenheit die geschätzten Herren so zahlreich in dies ehrwürdige Gemäuer gelockt hat?"

„Ei gewiß", antwortete von seinem Amtssessel herab

der Obertribunalsrath. „Es ist heute Entscheidung über den Schalkhausenschen Erbschaftswettstreit, in welchem, wie Ihr wohl wißt, der Dümmste gekrönt wird."

„Und dazu haben sich in so dichten Massen meine verehrten Mitbürger gemeldet?"

„Nun, wundert Euch Das, junger Freund?"

„O keineswegs!" rief Sorgenfroh, und ein edler Unwille prägte sich eindrucksvoll in Ton und Geberde aus. „Das sieht Euch ähnlich, Ihr feigherzigen Schacherer — denn welche bessere Empfindung würdet Ihr nicht des lieben blanken Mammons halber bereitwillig in eine Pfütze werfen? O, auch ich habe von dem ekeln Handel gehört, und ich begriff, wie der alte Menschenfeind Euch seine ganze durchbohrende Verachtung in dieser Testamentsclausel an den Kopf geworfen hat. Aber arm wie ich bin und hingewiesen auf harte unermüdliche Arbeit im Schweiß meines Angesichts, nie und nimmermehr würde ich die edelste Auszeichnung des Menschengeschlechts — nie und nimmermehr den Prometheusfunken der Vernunft verleugnen, um in einem Wettkampf obzusiegen, den die einfachste Mannesehre mich verabscheuen heißt. Und damit Gott befohlen!"

Eine allgemeine Verwunderung folgte dieser Philippika. Aber die Mienen des Obertribunalsrath hatten sich dabei zusehends aufgehellt und als Sorgenfroh geendigt hatte, nahm er das Wort und verkündigte urbi et orbi:

„Hochgeschätzter Herr Sorgenfroh! Nachdem ich soeben

Ihre ausgezeichnete Laskeriade mit angehört habe, werden Sie es mir nicht übel nehmen, wenn ich Sie hierdurch feierlichst und von Rechtswegen zum Universalerben des Schalkhausenschen Vermögens einsetze. Sie, mein werther Herr, haben alle, alle Ihre Mitbürger weit überflügelt: denn wer im Jahrhundert des Gründerthums, des Börsenfiebers, der Offenbachiaden, der wandernden Virtuosen, der anhaltischen Eisenbahn, des Hoffschen Malzextrakts, der Werner Grosseschen Verlagsartikel — kurz, wer im neunzehnten Jahrhundert „Vernunft" und „Mannesehre" höher schätzt und für begehrenswerther hält, als den Besitz des nackten plumpen Geldes, der mag vielleicht außerordentlich weise sein, aber an Dummheit ist er unübertrefflich!"

— — Ich weiß nicht, was Hans Sorgenfroh darauf erwidert hat, ich weiß nicht, um wieviel Centimeter die Nasen seiner Mitbürger sich verlängert haben, als der Spruch erschollen. Ich weiß aber, daß der geneigte Leser mit der Entscheidung des Obertribunalraths zweifellos einverstanden ist: denn wer möchte wohl unter den gegebenen Voraussetzungen dem schnuckenrodaer Sieger die Erbschaft streitig machen?

Mein Freund, der Optimist, rief, als ich ihm die Entscheidung mittheilte: „So findet in der Welt doch immer der Edelmuth seine verdiente Anerkennung."

Weise Beobachter, diese Optimisten!

Aus den Irrgärten der Lyrik.

Goethe sagt: „Alles Lyrische muß im Ganzen sehr vernünftig, im Einzelnen ein Bischen unvernünftig sein.“ Es giebt Dichter, welche nur die letzte Hälfte dieses Ausspruchs beherzigen . . .

Man sollte öfters poetische Wettrennen veranstalten, damit die Dilettanten Gelegenheit finden, ihren Pegasus — laufen zu lassen . . .

Manche Dichter sollten nicht ihre Gedanken nur in Versen, sondern lieber ihre Verse nur in Gedanken niederschreiben . . .

Es hält sich Mancher für einen Orpheus, der von diesem Sänger Nichts weiter hat, als — die alte Leier . . .

Was hilft's, daß der Inhalt der dilettantischen Gedichte oft aus dem Innersten stammt, wenn sie in der Formlosigkeit bis zum Aeußersten gehen? . . .

In diesen Aphorismen habe ich die trüben Erfahrungen zusammengefaßt, die ich als Generalbeichtvater des reimenden Deutschlands, d. h. als früherer Herausgeber der „Deutschen

Dichterhalle" bei einer fast zweijährigen Strafarbeit im germanischen Musenhain gesammelt habe. Jeder blonde Jüngling, dem in einem weihevollen Augenblick die Wissenschaft aufgegangen ist, daß sich „Lippe" auf „Schrippe" und „Haus" auf „Maus" reimt, versäumte nicht, dies Geheimniß in meinen Freundesbusen auszuschütten — und ich glaube, keinem Einwohner des heiligen deutschen Reiches ist die beruhigende Meldung, daß „echte Liebe nimmer endet" und daß „die Erinnerung uns ewig jung erhält", so häufig gemacht worden, wie mir.

Wenn ich daher die furchtbaren Verwüstungen, welche der Versbrand und die Reimseuche unter unsern germanischen Stammesgenossen anrichten, in ihrem vollen Umfang übersehen konnte, so habe ich dies lediglich meiner redactionellen Stellung zu verdanken: Durch das bloße Studium der gedruckten Lyrik wäre ich niemals so weit gekommen.

Neben der Literatur nämlich, die hell und fröhlich ans Tageslicht tritt, geht noch eine andre einher, die in trostlosem Dunkel verkümmert und niemals vor die Augen der Menschheit kommt. Der getreue Eckart, welcher diese Literatur in einer so lichtscheuen Einsamkeit zurückhält, ist eben der unglückliche Redakteur, und die Kerkerzelle, in der die armen literarischen Gefangenen einträchtiglich nebeneinander wohnen, heißt bei Göttern und sterblichen Menschen „Papierkorb". Es kann nicht verschwiegen werden, daß dies sinnreiche Bauwerk der Gegenstand eines höchst unchristlichen

Hasses ist — daß die Waiden, aus welchen jener Korb geflochten wird, für unsere schreibelustige Generation wahre Trauerwaiden sind. Die Titel, welche dem so nützlichen Meuble in der Regel beigelegt werden, klingen denn auch nichts weniger als schmeichelhaft — und wenn der Papierkorb als der „gefräßige", „Alles verschlingende", „nimmersatte", „gefühllose", „barbarische" u. s. w. bezeichnet wird, so ist das noch schonend und maßvoll. Die Erfinder dieser zorndurchloderten Attribute und die Väter der erwähnten unsichtbaren Literatur sind natürlich unsere lieben, lustigen Dilettanten, das Stammpublikum jedes indogermanischen Redaktionsbureaus.

Der deutschen Literatur wäre geholfen, wenn das Bedürfniß, gute Verse zu lesen, eben so groß wäre, wie die Sehnsucht, schlechte zu veröffentlichen.

Es ist kaum zu glauben, bis zu welchem Siedegrad die Druckerschwärzensehnsucht der Dilettanten sich erhitzt. Mußte ich mich doch bis zu einer ehernen Gemüthshärte heraufarbeiten, um nur gegenüber den Sirenenstimmen, die schon in den Begleitbriefen der Einsender ertönten, noch mit leidlicher Festigkeit an dem Entschluß festzuhalten, keine „Kleindichterbewahranstalt" aufzuthun. In diesen Begleitbriefen erklangen alle Melodien der Beredtsamkeit: von dem Pianissimo der lispelnden Bitte aufwärts bis zu dem vorwurfsvollen Weheschrei des verkannten Talentes, vom einschmeichelnden Scherzando bis zum Andante maëstoso des

gewichtigen Ernstes! Nur wenige Proben, um zu zeigen, welchen Verführungskünsten ich zu widerstehen hatte.

Da schrieb z. B. eine, vermuthlich seit längerer Frist mit ihrem Jahrhundert fortgeschrittene Dame, deren Stil auf's Lebhafteste an Friedrich Spielhagen's Primula Veris erinnert, daß ich ihr, einer treuen Leserin des Blattes, durch den Abdruck ihrer Verse „einen persönlichen Gefallen thun würde!" Da gab's denn ein peinliches Dilemma. Druck' ich die Verse, so erfreu' ich eine Leserin „persönlich" — und das ist für den Philanthropen ein Wonne-Gefühl; druck' ich sie aber nicht, so erfreut' ich alle übrigen Leser — und das ist für diese ein Wonne-Gefühl. Ich bin schließlich der Mehrheit gewichen!

Eine andere Einsenderin suchte mich durch folgende Beschwörungsformel zu gewinnen: „Wenn Sie wüßten, wie sehr diese Kinder der Muse sich nach Licht und Freiheit sehnen, so würden Sie dieselben schon längst aus ihrem unfreiwilligen Kerker befreit haben. ‚Ich rechte mit den Göttern nicht, allein der Verse Schicksal ist beklagenswerth!'" Wer sollte da nicht gerührt werden?

Ein Dritter erprobte mich mit Schmeicheleien: „Gerade Ihnen" — so lispelte er verlockend — „sende ich meine Verse, weil ich gern die Besten meiner Zeit zu Richtern habe." Was half's, daß ich ihm nach der Lektüre antwortete: „Sie scheinen mehr die Richter Ihrer Zeit zum Besten zu haben"... selbst die vergifteten Pfeile des Hohns, selbst die fressende

Höllensteinbeize des Sarkasmus verhindern die Dilettanten nicht, mit — ungekräftigter Schwäche weiter zu dichten.

Ein Anderer versuchte es mit Drohungen: „Wir Alle" verkündigte er „die dichtenden Germanen-Jünglinge, werden in jeder möglichen Versart gegen Sie vorrücken. Mit schwerdröhnendem Tritt wird der Trochäus an Sie herantreten, (recte per Post zukommen) und neben ihm wird der wuchtige Bruder Spondäus stehen, finstre Blicke auf Sie werfend — der leichtgeflügelte Anapäst wird Ihre Ohrläppchen zupfen, und der schmucke Amphibrachys Ihre Locken zerzausen! Hexameter werden gleich Raketen Ihnen um die Ohren zischen, und ein ganzer Troß von Pentametern wird nicht gerade melodisch auf Ihr müdes Haupt herabfallen!"

Auch klassische Citate wurden oft gegen mich in's Feld geführt:

„Ich singe wie der Vogel singt,
Der auf den Zweigen wohnet",

hat mir z. B. schon Mancher versichert, der zu flügellahm war, um je mit seinem Gesang auf einen — grünen Zweig zu kommen.

Ebenso hat Uhland einen schweren Unfug angerichtet, indem seine Strophe:

Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald.
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt!

von den Dilettanten als eine Gewährleistung der uneingeschränkten dichterischen Gewerbefreiheit unverwüstlich angeführt wird.

Trotz dieser vielfachen Bestürmungsversuche bin ich indeß hartnäckig bestrebt gewesen, die Pforten der Oeffentlichkeit für die Dichter jener Art zu verrammeln. Leider steht ihnen aber nicht immer ein so wohlthätig-grausamer literarischer Thürhüter zur Seite, und wenn sie über die Druckfähigkeit ihrer Gedichte keinen Andern zu Rathe ziehen, als — sich selbst, so finden sie stets, daß sie bisher ganz mit Unrecht ihrem verdienten Verleger entgangen sind. Sie fassen dann den kühnen Entschluß, zur Ausfüllung eines Bandes alle noch irgend greifbaren Stoffe unter Poesie zu setzen, es werden verschiedene Vers-Fußparthien zu deutschen Verlegern vorgenommen, und entschließen sich die Herren endlich noch, die Centnerbürde der Druckerkosten auf ihre geduldigen Schultern zu laden, so ist die Literatur um eine neue Sammlung „Knospen und Blüthen" oder „Verwehte Klänge" bereichert.

Die kritische Niedermetzelung der auf diesem Wege entstehenden Gedichtsammlungen ist die Lieblingsaufgabe der Kritiker, die mit Vorliebe ihre Leuchte da anzünden, wo es niemals dunkel gewesen ist. Es ist aber keine Kunst, Jemanden vom Throne zu stürzen, wenn man ihn erst eigenhändig hinaufgesetzt hat, und einem literarischen Geschöpf das Lebenslicht auszublasen, wenn es bereits mit der galop-

pirenden Schwindsucht auf die Welt gekommen ist. In Wahrheit darf das völlig Werthlose und Schlechte von uns nicht einmal verlangen, daß wir uns mit seiner Vernichtung incommodiren, und darum ist es verwerflich und grausam, den Stümpern durch eine die Neugierde erregende Kritik ihren glücklich erworbenen Lesermangel zu beeinträchtigen. Lasse man doch ihren Gedichten mit den Veilchen, deren Duft sie nicht haben, wenigstens den Vergleichungspunkt der — Verborgenheit; die republikanische Vereinigung ihrer Musensprößlinge möge mit den besten Staaten wenigstens das Eine gemein haben, daß man von ihnen nicht spricht; und den Poeten gegenüber, die sich schon mit eigner Hand die Möglichkeit des Fortlebens rauben, sollte die Kritik an der weisen Lebensregel festhalten: „Vermeide den Umgang mit Selbstmördern."

Literaturgeschichtlich berechtigter erscheint eine allgemeine Betrachtung über die Gebrechen der heutigen Lyrik: Auf das Treiben in den Gefilden des deutschen Parnasses fallen dabei trotz des nöthigen summarischen Verfahrens manche eigenthümliche Schatten. —

Am häufigsten sind unsere Dichterlinge von dem Irrthum befangen, daß eine gewisse Leichtigkeit, Correktheit und Glätte der Form zum Dichten ausreicht. Haben sie also diese Formgewandtheit bis zu einer befriedigenden Stufe ausgebildet — und das ist heutzutage bei den zahlreichen mustergiltigen Vorbildern eine Kleinigkeit — so dichten sie

wacker darauf los und sind von ihrer poetischen Sendung auf's Tiefste durchdrungen. Leider sind nur aber die Stoffe, denen die Begeisterung zugewandt wird, meist so abgesungen und bis zum Ueberdruß verarbeitet, daß ihre wiederholte Einkleidung in die bekannten metrischen Flittergewänder ohne alle Verdienstlichkeit ist. „Es ist nun schon sehr lange her", — bemerkte gelegentlich ein deutscher Kritiker mit Recht, „daß wir es wissen, wie Sonne und Wonne, Gut und Blut und Nacht und Pracht so herrlich sich zusammenreimen; wir wissen auch — denn Geibel, Heine, Lenau und Andere haben es um die Wette uns vorgesungen — daß das Herz eines Liebenden dem See gleicht und das Auge der Geliebten den Sternen; wir wissen das Alles ganz genau, und der lyrische Dichter, der nichts Interessanteres zu sagen hat und immer wieder nur vom Gold der Abendsonne singen will, thäte besser daran, zu bedenken, daß das schönste Gold im Schweigen liegt."

In der That sollte ein Liebes- und Frühlingslied, das nicht in einer neuen Empfindungspointe gipfelt, heutzutage, wenn nicht ungedichtet, so doch unveröffentlicht bleiben — es sei denn, daß der Dichter es verstanden hat, wenigstens der Form den Stempel eines eigenartigen Dichtergeistes aufzudrücken. Die Dilettanten aber füttern ihren Hippogryphen nur mit dem Hafer, der an der Landstraße wächst — ihre Form setzt sich aus den Worten zusammen, die unsere klassischen Lyriker für die Dichtersprache erobert haben, und

so hat man denn bei der Lektüre derartige Dutzenderzeugnisse das Gefühl, als wenn man das Alles schon irgendwo anders weit schöner gelesen hätte. Für den Poeten selber mögen diese Reimereien noch durch den Reiz eines subjektiven Erlebnisses einen besonderen Werth erlangen, doch ist es eine grausame Verwechselung, wenn der Poet uns Unbetheiligten ein Interesse an seinen subjektiven Erlebnissen zumuthet. Es ist ja unzweifelhaft für Dich selbst, lieber Leser, ein höchst denkwürdiger Augenblick, wenn Du mit Deiner Auserkorenen zum ersten Mal allein bist und benutzest diese beneidenswerthe Situation zu dem Geständniß: „Ich liebe Sie, ich bete Sie an ...“ Aber das Gedicht, in welchem Du, sei es auch in den allerreinlichsten Versen, den gedachten Moment festhältst, ist uns Andern wirklich höchst gleichgültig, da wir schon unzählige Male gehört haben, wie sich der poetisch veranlagte Europäer in ähnlichen Lagen auszudrücken pflegt. — Alte Gedanken in alten Formen — das ist die Signatur der bei weitem meisten Gedichte, die in den Papierkorb wandern oder wandern sollten — mögen sie sich nun „Waldeinsamkeit“, „Abendfriede“, „Blauveilchen“, „Trostlose Liebe“, oder wer weiß wie betiteln. Mit alten Gedanken in alten Formen werden immer neue Bände angefüllt, — und die Herausgeber vergessen dabei stets, daß das Sinnbild der Lyrik.. die Lyra ist. Denn ach, sie begnügen sich niemals mit nur vier Seiten!

Die nächsten Wandnachbarn dieser verbreitetsten Gat-

tung sind die Fest- und Prologdichter, die alle öffentlichen Gelegenheiten zu Paraderitten auf dem Musenroß benutzen.

Solche Dichter sind stets besonders veranlagt für Turn-, Gesang- und Gewerkvereine; sie schwärmen für Lenz und Liebe und ein einiges Deutschland; sie werden in reiferen Jahren zu Bezirksvorstehern oder Stadtverordneten gewählt, und machen in ihren Mußestunden für Abschaffung des Fracks und der Glaceehandschuhe, für geaichte Bierseidel und für nationalliberale Reichstagswahlen Propoganda. Bei ihrer eifrigen Thätigkeit entgeht natürlich keine Weihnacht, kein Neujahrstag dem vielhundertstimmigen Besungenwerden — ja kaum ist früher ein Sonntag verflossen, ohne daß aus irgend einer deutschen Gegend ein gereimter „Kirchenglockenklang" in mein Redaktionsbureau hineingebimmelt wäre. Von den „Lorbeerreis-Heldengreis-", „Ruhmesjahr-Silberhaar-" Poeten will ich dabei noch schweigen. Und was haben wir von dem wiedererwachten Barbarossa zu leiden gehabt! Es wäre in der That schon besser, daß er noch im Kyffhäuser seinen Schlaf hielte, statt daß er auf dem deutschen Parnaß gar nicht zur Ruhe kommt. Andere greifen wieder nur in die Saiten, wenn ein berühmter Mann mit Tode abgeht, wenn eine Provinz von Ueberschwemmung oder Hungersnoth heimgesucht wird, wenn ein Paar Städte abbrennen, oder bei ähnlichen betrübenden Ereignissen. In Folge dessen entstehen die eigenthümlichsten Wechselbeziehungen: denn

sobald wir irgendwo ein Unglück zu beklagen haben, werden lange Gedichte gedruckt — und sobald lange Gedichte gedruckt werden, haben wir eben wieder ein Unglück zu beklagen!

Noch schlimmer, weil schwerer in ihrer Verwerflichkeit erkennbar, sind die Verirrungen der Reflexionslyriker. Das Todesurtheil fällt über sie ein Ausspruch von Theodor Storm: „Selbst der bedeutendste Gedankengehalt, und sei er in den wohlgebautesten Versen eingeschlossen, hat in der Poesie keine Berechtigung und wird als todter Schatz am Wege liegen bleiben, wenn er nicht zuvor durch das Gemüth und die Phantasie des Dichters seinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und womöglich körperliche Gestalt gewonnen hat." Wir sehen Das besonders bei den Spruchdichtern, die uns einen pädagogischen Cursus in der Lebenskunst aufdrängen und gleichsam einen Bädecker für die Reise von der Wiege bis zum Grab mitgeben. Hier hat die rhythmische Form eigentlich nur noch den Werth einer mnemotechnischen Erleichterung, — und dem Lebensspiegel, der uns vorgehalten wird, fehlt meist der queckfilberne Hintergrund einer beweglichen Dichternatur. Nebenbei befördern just die Spruchdichter bisweilen ungesalzene Selbstverständlichkeiten zu Tage, die ihres Gleichen suchen. Bei einem der jüngsten fand ich z. B. folgende Gnomen:

„Klug zu handeln und zu leben
Ist des — Weisen stetes Streben.
Denn für Thorheit aller Orten
Sorgen — Narren und Consorten."

Welch erstaunlicher Tiefsinn! Oder:

„Wem seine Jugend nicht gelehrt
Zu schaffen, zu entbehren,
Dem wird es späterhin erschwert,
Sich selber zu ernähren!"

Ist es glaublich, daß dem Verfasser dieser Sprüche im „Hamburgischen Correspondenten" nachgerühmt wurde: „Sein Ausdruck ist bei aller Knappheit immer zutreffend... die Gedanken zeugen von selbstständiger Auffassung der Welt und des Lebens .. sie sind sinnig und gehaltvoll ..." u. s. w. Die Zeit ist in der That nahe, von der Grabbe prophezeit hat: „Die Wörter genial, sinnig, gemüthlich, trefflich werden so ungeheuer gemißbraucht, daß ich schon die Zeit sehe, wo man, um einen entsprungenen, über jeden Begriff erbärmlichen Zuchthauskandidaten vor dem ganzen Lande auf das Unauslöschlichste zu infamiren, an den Galgen schlägt: N. N. ist sinnig, gemüthlich, trefflich und genial!" Sicherlich wird der Kritiker, der jenem Spruchdichter solche Worte des Lobes gespendet hat, sich einem Geibel oder Paul Heyse gegenüber, wenn er seine Ehrfurchtsbeweise angemessen steigern will, zur Ceremonie des japanesischen Bauchrutschens entschließen müssen.

Immerhin sind aber von den zahlreichen Reflexions-

dichtern diejenigen noch am unschuldigsten, die alltägliche Gedankenstoffe verarbeiten. Schlimmer sind die, welche mit krampfhafter Lebendigkeit einen höheren Aufschwung versuchen, und gerade dadurch nur recht grell beweisen, daß sie nicht fliegen können. Da muß denn Phrasenthum und Bilderschwulst die nackte Armseligkeit der Ideen verhüllen, aus Schopenhauer und Hartmann werden halbverdaute Betrachtungen übersetzt, der Schein des Tiefsinns wird um den Preis der Unverständlichkeit erkauft und die mangelnde poetische Lebensfrische durch die Schminke heuchlerisch schimmernder Ausdrücke ersetzt. Leider machen auf den großen Haufen selbst die Erzeugnisse solcher Talmidichter wegen ihres rhetorischen Geräusches einen starken Augenblickseindruck. Bald freilich merkt man, daß sie trotz allen Lärms kein Echo wecken.

Den Reigen vervollständigen endlich die modernen Verkehrtheiten unsrer naturbeschreibenden Dichter.

Seitdem Heine den Fichtenbaum von einer Palme träumen und die Lotosblume vor Liebe und Liebesweh zittern ließ, ist es bei vielen Poeten zur Manie geworden, das Leblose zu vergeistigen und mit Menschenempfindung zu begaben. Auf diese Weise heben die Herren zunächst die natürliche Erscheinung der Dinge auf, um ihnen dann eine Art poetischen Schimmers anzupinseln, und glauben Wunder wie phantasiereich zu sein, wenn sie das Meer nicht brausen, sondern Wellenlieder singen, und den Wald nicht

rauschen, sondern je nach Bedürfniß jubeln oder klagen lassen. In Wahrheit beweisen sie bei dieser Gelegenheit nur auf's Glänzendste das Unvermögen, die Gestaltungen der Natur in ihrer keuschen, einfachen Wesenheit dichterisch aufzufassen. Sie würden aus den Naturschöpfungen nichts auch nur dichterisch Glitzerndes herausholen können, wenn sie's nicht eben selbst erst gewaltsam hineingelegt hätten.

Ein unfreiwillig karikirendes Beispiel dafür bietet Herrmann Hölty in seinen „Bildern und Balladen", den ich hier nur erwähne, weil ihm viel unverdientes Lob zu Theil geworden ist. Was wird nicht bei diesem Dichter zusammengeträumt! Einmal heißt es:

Dort auf der Haide stehet
Träumend ein Föhrenbaum.

An anderer Stelle:

Der graue Berg ragt träumend
In dunkle Wetternacht.

Und in folgender Strophe haben wir gleich drei Träume:

Der Mond in ernsten Träumen niederschaut:
In seinem Licht die Tannen tief im Traume
Von schön'rer Zeit; und über ihrem Haupt
Träumt eine Wolke in dem stillen Raume!

Und das geht das ganze Buch hindurch! — Und was wird ferner dem Meer Alles zugemuthet! So wird einmal eine bisher unbekannte Eigenthümlichkeit der Wellen berichtet: „Sie sprechen und blicken mit sanfter Stimme

und freundlichem Blick!" Die See erhebt „ihr dunkles Auge nach oben, wie um Gnade flehend". Der Wogenschaum ist der „Athemzug der Meereskinder" und die „Wogen schütteln mißmuthiglich ihr Haupt", vermuthlich wegen der Klimperverse, die Hölty ihnen kurz vorher vorgeleiert hat. — Wie dem Meere, so geht es der Wolke, deren „Auge zu sprechen scheint", der Sonne, die „dasselbe gesagt hat", dem Sturm, der „von Gottes Zorngerichten spricht", der Elbe, die „des Oceanes Sausen hört" u. s. w. Nirgend finden wir etwas Anderes als zurechtgekünstelte Wendungen und eine erschreckende Unnatur . . . Und das ist ein Poet von Gottschalls Gnaden, ein concessionirter Balladendichter! Man kann sich wahrlich über die Abneigung nicht wundern, die unser Publikum gegen die zeitgenössische Lyrik hegt.

Nur dem günstigen Sterne, der über der deutschen Literatur waltet, haben wir es zu danken, daß bei den unermeßlich zahlreichen Poeten, die es in Deutschland giebt, die Poesie gleichwohl noch nicht ganz aus Deutschland verschwunden ist.

Bunte Denkzettel.

Jeder nach seiner Art.

Diese eifern — Jene tadeln,
Ueberhitzig — zorneswarm:
Laßt Euch mit des Witzes Nadeln
Kitzeln von dem Xenienschwarm!

Den Zahmen.

Wer sich vertheidigt vor der Welt,
Kann Schärfe nicht mit Schonung einigen:
Wer stets die Handschuh' anbehält,
Kann niemals sich die Hände reinigen.

Das praktische Jahrhundert.

Wo lodert noch ein Herz im wilden Brand?
Nur lind und lauwarm rieseln unsere Triebe.
Verlor man sonst vor Liebe den Verstand,
Verliert man heute vor Verstand die Liebe.

Tugendheuchler.

„Ob auch Begier im Herzen zünde —
Wir lieben körperlos und rein!"
Das heißt: Ihr seid zu feig zur Sünde —
Zu schwach, um tugendhaft zu sein!

Einem Prahler.

Wenn eitel sich der Frosch zum Ochsen bläht —
Nun wohl, so mag das gehn.
Doch wer als Ochs schon leibhaft vor uns steht —
Was braucht sich der zu blähn?

Piger.

Nie gab es einen größern Helden
Im Faulsein und im Schlendrian.
Ist Böses auch von ihm zu melden —
Er hat es nicht mit Fleiß gethan!

Einem Romanschriftsteller.

„Mir schuf durchwachte Nächte mein Werk!"
Das mag im Ganzen wahr sein.
Doch daß Du bei Vielem — geschlafen hast,
Das dürfte nicht weniger klar sein!

Den Altersstolzen.

„Ergraut sind wir — und Du noch jung" —
So sprecht Ihr voller Würde
Und heischt von mir Bewunderung
Ob Eurer Altersbürde:
Doch sollt' vor jedem grauen Haar
Ich ehrfurchtsstumm erbangen,
So dürft' am End' der Esel gar
Respekt von mir verlangen.

Einem Idyllendichter.

Naivität und Froh-Natur —
Du heuchelst diese Gaben!
Naiv in Wirklichkeit ist nur —
Dein Wahn, Genie zu haben!

Einem literarischen Freibeuter.

Mit Unrecht folgt Ihr seiner Spur,
Weil Geistesblumen aus fremder Flur
In seinen Schriften blühten:
In Wahrheit hat er vergessen nur,
Den Vordruck zu verbieten!

Moderne Anthologien.

Spreu unter dem Weizen zu finden — es sei!
Hier aber ist Weizen kaum unter der Spreu!

Der Mond an gewisse Sänger.

Hört auf, ihr Dichter! Stellt es ein,
Dies aberwitz'ge Verse-Lallen!
Denn fahrt ihr fort mit euren Reimerei'n —
Ich schwör es euch bei meinem Schein! —
So werd' ich schließlich aus den Wolken fallen.

Zeitungskritiken.

Der Autor beschaut's nicht,
Den Leser erbaut's nicht,
Den Beweis bleibt man schuldig. —
Das Papier ist geduldig.

Einem Heine-Nachahmer.

Dein Singen nach Heine'scher Melodie —
Wie geist- und anmuthverlassen!
Den Mangel an eigner Physiognomie
Verdeckst du mit fremden Grimassen.

Einem Vielschreiber.

Daß du nur schreibst, um Geld zurückzulegen,
Ist noch das Einz'ge, was ich achten kann:
Denn schrieb'st du, was du schreibst, der Sache wegen, —
Auf welcher Stufe stünd'st du dann!

Hyper-Pessimismus.

Wenn einst die Erde in Nichts zerfällt
Und sinkt das All in Scherben —
Was hilft uns Duldern der Tod der Welt,
Wenn wir sie nicht beerben?

Der neue Glaube.

Es bildet sich der Glaubenssatz allmählich,
Der liebe Gott ist todt — Gott hab' ihn selig!

Einem Blaustrumpf.

Wie ist ihr Vers gehaltlos, stumpf!
Auf eigne Art hat sie verzichtet.
Noch schlimmer, als ihr blauer Strumpf,
Ist, ach! der „Stiefel", den sie dichtet!

Ein kritischer Dichter.

Von Pompus wird ein neues Stück gegeben.
Und der Poet, mit Hoffnungsbeben,
Harrt, wenn des Beifalls Wogen steigen,
In Gnaden sich dem Volk zu zeigen.
Doch, ach! der Vorhang fällt, das Stück ist aus —
Kein Ruf erschallt und kein Applaus —
Freund Pompus schleicht zerknirscht nach Haus.
Dort schreibt er voller Bitterkeit
Als des Jahrhunderts strenger Richter:
„Nicht fähig ist die heut'ge Zeit
Hervorzurufen große Dichter!"

Zur Physiognomik.

Der weise Schopenhauer spricht —
Und gern betret' ich seine Spur:
„Ein jedes Menschen-Angesicht
Ist ein Gedanke der Natur."

Es folgt daraus das Eine nur,
Wenn man dem Worte Glauben schenkt:
Daß auch die ewige Natur
Mehr Dummes als Gescheidtes denkt!

Vergeltung.

Wo lebt ein Autor, mehr als ich geplagt,
Zum Helikon beflügelt mich mein Streben.
Was hilft es aber, wenn die Armuth nagt:
Denn von der Dichtkunst kann ich, ach! nicht leben!

So hat sein Leid ein Dichter jüngst geklagt,
Worauf ein Freund zur Antwort ihm gegeben:
„Dein Schmerz ist herb, doch sei's zum Trost gesagt:
Die Dichtkunst könnte auch von Dir nicht leben!"

Aus Meiningen.

An's Werk, ihr deutschen Dramendichter!
Hier winkt Euch ein erhabnes Ziel:
Es wird für fertige Kostüme
Gesucht ein passend Trauerspiel.

Aus Wien.

Einst sah ein Freund der Mimik fort und fort
Hier Langers Possen, Weilens Dramen dort.
Da mußt' ihn jäh sein Schicksal denn ereilen:
Der Aermste starb an Langerweilen!

An Friedrich Haase.

Daß Du den Shakespeare prächtig einstudirst,
Daß dich beseelt ein idealer Glaube —
Wie schön Du Leipzigs Bühnenstaat regierst . .
„Die Botschaft hört' ich wohl, allein mir fehlt der Laube".

Das Leipziger Theater.

1.

Wenn hier die mise en scène so wär',
Wie das Repertoire — sein sollte,
Die Mängel in der Darstellung
Ich gerne dann . . . entbehren wollte.

2.

Was einst geglänzt, ward zur Ruine!
Als Inschrift für die Leipz'ger Bühne
Paßt, wie mich dünkt, das Epigramm:
Hier steh' ich, ein entlaubter Stamm!

Einem Heldenspieler.

In Deiner mimischen Darstellung
Nur zweierlei Dinge ich vermisse:
Erstens die nöthige Auffassung
Und zweitens — die andern Erfordernisse.

Einem Liebhaber.

Du stellst im Lustspiel mit guter Routine
Als fescher Liebhaber stets Deinen Mann:
Mich wundert nur, daß die heutige Bühne
Wirklich noch Liebhaber finden kann!

Einem Dramatiker.

Was auch gesagt wird und geschrieben —
Ihm ist ein süßer Trost geblieben:
Der fingerfertige Claqueur.
Er hörte auf, die Kunst zu lieben,
Er schätzt das Handwerk desto mehr.

Moderne Bühnen-Eroberer.

Der echte Poet, in Ernst und Scherz,
Wollt' stets bewegen der Hörer Herz.
Die heutigen finden des Strebens Ende,
Wenn sie bewegen — der Hörer Hände.

Gottschall an Lindau,

als er das angebliche Berliner Fiasco des „Erfolg" hörte.

Nun hab' ich einen Kameraden!
Einen bessern brauch' ich nit.
Auch sein Stück fiel zur Beute,
Verbrüdert geh'n wir heute
In gleichem Schritt und Tritt.

Kein Lorbeer kam geflogen
Als holde Ruhmeszier.
Kein Bravo hört' man schallen,
Zum Orkus mußt' es wallen,
Als wär's ein Stück von mir!

Willst, Paul, die Hand mir reichen,
Daß Keins dem Andern schad'?
Willst Du die Hand nicht geben,
Bleib' ich für's ganze Leben
Dein böser Kamerad.

Einem Weltschmerzdichter.

Ja, Du hast die Welt gerichtet!
Kläglich ist's mit ihr bestellt.
Und das Buch, das Du gedichtet,
Ist — ein treues Bild der Welt!

Eitelkeit.

„Unsterblich wird mein Ruf bestehen",
Verkündet schwärmerisch Baptist.
Er läßt uns so nur deutlich sehen —
Die Stelle, wo er . . sterblich ist.

Paul Lindau.

Einst färbtest Du in Jugendschlachten
Als Heißsporn Deine Klinge roth.
Jetzt bist du Falstaff gleich zu achten:
Du stichst am Liebsten Todte todt!

Hans Makart.

„Ich bitt' Dich, Deine Bilder zu verändern —
Das Nackte weckt den sittlichen Degout!
So male doch die Schönheit in Gewändern!"
— Ach, Freund, ich habe nicht das Zeug dazu!

E. Marlitt.

Sie ist das treueste Conterfei
Von phrasentrunkener Blaustrümpfelei.
O wäre doch Alles, was sie geschrieben,
Der alten Mamsell Geheimniß geblieben!

Sacher-Masoch.

Ich las es halb entsetzt — und halb entzückt,
Was Ueberreiz und Dichtergluth geboren.
Ja, ist der Dichter auch vielleicht verrückt,
So hat er sicher viel Verstand verloren!

Oskar von Redwitz.

Ob Dich verlästert auch im Chor
Die unreife Krittlerjugend —
Mir schwebst Du als leuchtendes Muster vor..
In jeder weiblichen Tugend!

Heinrich Kruse.

Notiz aus dem statistischen Bureau —
(Die Folge deiner mörderischen Muse!):
„Die größte Sterblichkeit in Deutschland herrscht
In den Tragödien jetzt von Heinrich Kruse."

Gregor Samarow.

Es ist Ragout für grobe Zungen,
Was in Romanen er gebraut:
Und haben's Viele auch verschlungen,
So hat es Keiner doch verdaut!

Offenbach.

Wohl littet Ihr's, wenn er es wagte,
Die Bühne schamlos zu entweihn.
Doch daß er Euch so sehr behagte —
Das konntet Ihr ihm nie verzeihn!

Heinrich Düntzer.

In Dunkelheit verloren
Und ohne Ruh',
Die klassischen Autoren
Erläuterst Du.
Doch wer, o sprich!
Erläutert Dich?

J. B. von Schweitzer.

Als Volksmann, als Poet hat er versucht,
Des Ruhmes Lorbeerkränze aufzulesen.
Hier sind „drei Staatsverbrecher" seine Frucht —
Dort wär' es ein Verbrecherstaat gewesen!

Zur Leichenschau.

Verbrennung oder nicht?
Dies Losungswort der Zeit
Entbrannte loh und licht
Zu hellem Meinungsstreit,

Und doch, seit Lessing ist
Der Schiedsspruch wohlbekannt:
Begraben wird der Christ —
„Der Jude wird verbrannt!"

Alter Kniff.

Hast Du jemals unbedacht,
Wenn erwartungslos der Feind ist,
Eine Anspielung gemacht
Und man fragt Dich, wer gemeint ist —

Leugne keck und wie ein Mann!
Zeig' der Welt die Stirn von Eisen!
Freigesprochen wirst Du dann —
„Wegen Mangels an Beweisen."

Meinen Kritikern.

Sie zollten mir manchen Tadelsspruch,
Und Niemand hörte mich klagen;
Und als sie verketzert mein frohes Buch,
Ich hab' es mit Lachen ertragen.

Doch stets geräth mein Zorn in Fluß,
Sobald sie Witze machen:
Der Witz eines deutschen Kritikus —
Darüber ist nicht zu lachen!

Schlußvertheidigung.

„Ihr Geist macht keine weite Route.
Ihr Witz liegt nah —" ... Wie alles Gute!
„Was hilft's? Ihre Scherze sind wohlfeiler Art!"
Drum hab' ich sie auch nicht gespart!

Der deutsche Zopf.

„Zu derselben Zeit lebte eine Frau im Osten, im Lande der Philister, welche benamset war Fanny Lewald, und alle Lande waren ihrer Ehre voll, und ihr Ruhm war hochgeschossen wie die Ceder des Libanon, denn sie lebte in herrlichen Züchten und teutscher Sittsamkeit, und die Zahl ihrer Bücher war wie Sand am Meere, und sie war ein großer Blaustrumpf vor dem Herrn.

„Wenn sie schwieg, so war ihr Schweigen Gold, und wenn sie redete, war ihre Rede oft Blech.

„Es entbrannte aber zu dieser Zeit der Krieg gegen die Parisiter und Cancaniter, die aufgebläht waren von eitel Hochmuth und Lügen, und Moltke streckte seinen Arm über sie aus, und sie waren verloren.

„Und der Geist von Jules Favre schwebte über dem Dintenfaß und im Kopfe von Girardin war es wüst und leer.

„Und sie belagerten die Stadt Paris, wie weiland Ben Hadad Samaria belagert hat, bis daß die Ratten und Mäuse gebraten wurden und ein Pferdekopf galt achtzig Silberlinge.

„Und auch die Esel waren ihres Lebens nicht sicher, und die fremden Diplomaten flüchteten aus der Stadt.

„Und es geschah, daß die Frauen der Teutschen sich noch immer mit wälschem Putze schmückten, und solche, denen die Haare ausgegangen waren, satzten eine Perrücke auf, die sie Chignon nannten, und alle Kleider waren nach wälschem Schnitt, und sie bemaleten sich ihr Angesicht mit allerlei Schminken, so daß sie schier vergleichbar waren den Indianern und Bodokuden.

„Und das Herz von Fanny Lewald war darob voller Unmuth und Aergernussen, denn sie lebte in herrlichen Züchten und teutscher Sittsamkeit.

„Darumb erhob sie ihre Stimme in einer gar fürtrefflichen Zeitung, so erscheinet zu Köllen in der Stadt, und es freuten sich Alle, die an schlaflosen Nächten litten. Denn sie wußten, daß sich jetzt der Schlummer auf ihre Wimpern senken würde, denn das Wort von Fanny war unerquicklich, wie ein Leitartikel der „Volkszeitung" und ihre Rede war salzlos, wie ein Ballbericht von Ludwig Pietsch.

„Und als sie ihren Mund geöffnet hatte, öffneten auch die Hörer ihren Mund und — gähnten.

„Der Geist des HErrn Stahr aber war in sie gefahren und sie sprach:

„„Wehe, wehe, Ihr teutschen Frauen! Es kennet der Ochse seinen Herrn und der Esel seine Krippe, Ihr aber habt

Euch fremden Sitten hingegeben und seid abhold dem edlen Teutschthum.

„„Wie aber wollt Ihr die Liebe der Jünglinge erwerben, wenn Ihr Chignons tragt, und die Achtung der Männer, wenn Ihr in Volantkleidern geht?

„„Denn die Frau soll nicht blos sein ein Moltke der Küche und eine Herrin der Heerdschaaren, sondern wo die Weisen sich berathen, soll sie mitstimmen, und wo die Klugen sich versammeln, soll sie nicht den Mund halten.

„„Werft darum die Chignons ab, und bekehret Euch; und verbrennt die Volantkleider und kehret um!

„„Wofern Ihr aber Euer Haar verhärtet, und Euch nicht so geschmacklos kleidet, wie mein Wort es befiehlt, so sollt Ihr gezüchtigt werden erbarmungslos und ein Exemplar meines Buches „Für und wider die Frauen" sei die Strafe einer Jeden.""

„Und als sie so gesprochen hatte, erscholl ein gewaltiges Gelächter rings umher, und alle Chignons zitterten ob der haarspaltenden Dialektik Fanny's, und sie waren unrein bis zum Abend."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

In diesem biblischen Herzenserguß, zu welchem mich die homiletische Feierlichkeit der Fanny Lewald'schen Rhetorik unwillkürlich begeistert hat, gebe ich dem Leser ein Beispiel der abenteuerlichen Uebertreibungen, die der Patriotismus des Jahres Siebzig in überhitzigen Köpfen gar gekocht hat.

Man konnte das damals allenfalls verzeihen. Die Erregung des Vaterlandsstolzes war sturmwindartig und fegte aus den deutschen Herzen so viele Reste von Uneinigkeit und sonderbündlerischer Versimpelung heraus, daß man nicht murren durfte, wenn hier und da auch ein Bischen gesunde Empfindung mit fortgefegt wurde. Inzwischen haben wir jedoch Zeit gehabt, uns einigermaßen abzukühlen — und eine zimperliche Zurückweisung alles Französischen, weil es eben französisch, ist jetzt nicht mehr zu entschuldigen.

Und doch kann man noch heute aus den Lieblingswendungen patriotischer Zeitungen ein wahres „Kochbuch für Franzosenfresser" zusammenstellen, das die leckersten Gerichte bietet: „Neugebackner" Nationalstolz, kaum „gedämpfter" Chauvinismus, „geriebene" Feuilleton-Phrasen, „mürbe gemachter" Victor Hugo, „in Stücke zerhackte" Pariser Journalisten — kurz Alles, was die patriotische Gourmandise nur irgend begehren mag, wird hier mundgerecht präsentirt. Und es ist geradezu unglaublich, bis zu welcher Ungerechtigkeit, bis zu welchem Widersinn sich die eifersüchtige Deutschthümelei übergipfelt.

Wenn der selige Fritz Reuter in Eisenach einen Gelegenheitstoast gegen den Napoleon-Cultus ausbrachte und bei diesem Anlaß den Heine wegen seines Gedichtes:

„Nach Frankreich zogen zwei Grenadier'"

einen elenden „Judenjungen" titulirte; oder wenn ein Recensent der „Karlsruher Zeitung" unserm Schiller reichs-

verrätherische Tendenzen vorwarf, weil sein „Wilhelm Tell" die Abreißung eines deutschen Landestheiles verherrliche — so sind Das Ungeheuerlichkeiten, die selbst den Wirthshauspolitiker nicht dupiren konnten. Warum erdreisten sich aber unsere Chauvinisten, wenn ähnliche Ungeheuerlichkeiten einmal aus Paris berichtet werden, gleich eine Generalverdammung des transrhenanischen Menschenverstandes daraus abzuleiten?

Betrachten wir doch einmal jene neuesten Heldenthaten, die dem deutschen Spießbürgerpatriotismus so erstaunlich einleuchten.

Was soll z. B. das heilige Eifern gegen die französischen Moden? Es ist ein internationaler Fortschritt, wenn eine Gemeinsamkeit der Kleidertrachten durch die Anerkennung irgend einer vorbildgebenden Initiative erreicht wird. Nun ist es aber doch gewiß sehr gleichgültig, ob der Oberkleiderwart, der den Schnitt unserer Hosen und Röcke bestimmt, in Paris, in London, in Berlin oder meinetwegen in Treuenbrietzen residirt! Und da die Ueberlegenheit des Pariser Geschmacks auf diesem Gebiet einmal feststeht und von uns sowie einigen andern zurechnungsfähigen Nationen durch die Thatsache der jahrzehntelangen Nachahmung anerkannt wurde — warum da der plötzliche Widerstand? Als hätten die Kampflinien des Jahres Siebzig mit den Galons der Beinkleider und die Schlachtfelder des vorigen Krieges mit den Carrés der Westen irgend welchen sinnbild-

lichen Zusammenhang! . . Gedenken denn auch unsere patriotischen Heißsporne, wenn etwa einst gegen England ein heiliger Krieg losbricht, kein englisches Billardqueue mehr zu benutzen oder den Begriff „Beaffsteack" auszurotten, „so weit die deutsche Küche reicht?" . . . . Folgerichtig hätten wir das von ihnen zu erwarten.

Zu derselben Gattung gehören die sprachlichen Reinigungs-Wütheriche, die auf dem Wege einer schulmeisterlichen „Canalisirung oder Abfuhr" allen „wälschen Unrath" aus der Sprache entfernen wollen. Gegen überflüssige Fremdwörter wird jeder geschmackvolle Stilist sich ablehnend verhalten und er beansprucht dafür durchaus keine Ehrenbürgerkrone oder sonstige patriotische Anerkennung. Fremdwörter aber, die der Kürze und Leichtigkeit des Ausdrucks einen Dienst leisten, indem sie schwerspurige Umschreibungen ersparen — Fremdwörter, die einen verwickelten Begriff bezeichnender zusammenfassen, als es in heimischen Lauten möglich ist — die durch lange Gewohnheit sich auf deutschem Sprachgebiet das Heimathsrecht erworben haben — wird kein Verständiger scheuen und bemängeln. Man versuche es doch nur, an Stelle dieser Lehnworte die Verdeutschungen anzuwenden, die irgend ein nörgelnder Schulmeister in die Welt hüstelt! . . . Wenn es die Eigenart der „patriotischen" Schreibweise sein soll, ungelenkig und mißklingend zu sein, so will ich mein Leben lang den unpatriotischen Schriftstellern beigezählt werden . . . .

In die heitre Gesellschaft hinein gehören auch die Kritiker, die sich vor jedem französischen Lustspiel, das lockere Sitten schildert, tugendhaft in die Brust werfen. Als gälte nur für Deutschland nicht das alte Wort:

Iliacos intra muros peccatur et extra!

Als gäbe es in deutschen Gemüthern keine Leidenschaften, welche die Pappmauern des gesellschaftlichen Uebereinkommens über den Haufen werfen! Als gäbe es in Deutschland keine verführbaren Mädchen, keine leichtsinnigen Frauen, keine gewissenlosen Ehemänner — als siegte bei uns überall, überall die Treue, die Tugend, die Schamhaftigkeit! . . . .

Auf das neutrale Gebiet des Kunstschaffens die vorübergehenden engen Gereiztheiten des Völkerverkehrs zu übertragen, ist einfach stupid. Und doch erlebten wir Beispiele, die — nun, die sehr drollig waren. So meldete ein Leipziger Blatt im vorigen Jahr:

„Eine Leipziger Verlagshandlung empfing vor einiger Zeit aus Paris eine Zuschrift, welche in wörtlicher Uebersetzung folgendermaßen lautete: ‚Als Generalbevollmächtigter des Herrn Victor Hugo beeile ich mich, Ihnen anzuzeigen daß dieser Schriftsteller soeben einen prächtigen (magnifique) Roman beendet hat in drei Bänden, betitelt: „Quatre vingt treize, ou la guerre civile“, in Betreff des Stils analog der „Notre Dame de Paris“ und mit sehr bemerkenswerthen Situationen und politischen Porträts. Ich bitte

Sie, mir gefälligst sobald als möglich sagen zu wollen, ob Sie das Recht der Veröffentlichung genannten Werkes in Ihrer Sprache für alle Länder sich reserviren wollen, und falls es Ihre Absicht ist, die Angabe der Bedingungen, welche Sie zu stellen gedenken. Sie würden in diesem Falle Ihre Uebersetzung gleichzeitig mit dem in Paris erscheinenden Originalwerke publiciren können, da zu diesem Behufe die Aushängebogen Ihnen rechtzeitig zugehen würden.' Die betreffende Verlagshandlung hat diese Anfrage nur der folgenden lakonischen Antwort gewürdigt(!): „Auf Ihren Brief vom 24. v. M. sehe ich mich genöthigt, Ihnen mit einem einfachen «Nein» zu antworten. Ich bedaure (!!) dieses schöne auf Abwege gerathene Talent, welches nach den Phrasen von 1870 ꝛc. jetzt noch versucht, auf deutschem Boden sich Anerkennung zu verschaffen."

Das Leipziger Blatt theilte das als eine ganz absonderliche deutsche That mit. Welcher taktvolle Mensch kann etwas Anderes darin finden, als einen plumpen und täppischen Versuch, auf die Literatur jene Franzosenfresserei zu übertragen, die blindlings alles Gallische niedermetzelt? Wenn Victor Hugo, dessen „schönes Talent" gewiß nicht erst durch einen Leipziger Verleger constatirt zu werden braucht, im Jahre 1870 ein paar unentschuldbare Albernheiten von sich gegeben hat, so verhindert das durchaus nicht, daß ein drei Jahre später beendigter Roman von ihm dichterischen Werth haben kann. Und hat sein Roman

in der That dichterischen Werth, so muß das kunstfrohe, urtheilsklare Deutschland auch der rechte Boden sein, um ihm „Anerkennung zu verschaffen." Treffend sagt schon Schiller: „Gute französische Poesien wird kein Deutscher verachten, er müßte denn einer von den eingebildeten handfesten Patrioten sein, der den Geschmack seines Vaterlandes mit dem Dreschprügel rettet." In dem Briefe des Leipziger Verlegers, der die Dichtung aus Deutschland fernhalten will, ohne sie überhaupt gelesen zu haben, liegt in der That eine dreiste Verdächtigung unseres allgemeinen Bildungsgrades, und jeder wahre Freund des vaterländischen Rufes wird über solche Vandalismen des Bierbrauerpatriotismus empört sein müssen ....

Man mag in der Gegenwart über die „Vereinigten Staaten von Europa" lachen und den politischen Mondzüglern, die davon träumen, die Belehrung geben, daß für den Augenblick nur der Weg des Kopfes durch die Wand zu jenem Ideal führt. Sicher aber ist, daß der Versuch der Grenzsperre, die einige „Patrioten" vornehmen, die Erreichung des Zieles nur beschleunigen kann.

Die Kuhmägde in der Literatur.

Während es von jeher das Problem des Dichters gewesen ist, das Menschenherz überall aufzusuchen, wo es nur irgend zu finden ist, so haben sich dagegen die Dorfgeschichtsschreiber die Aufgabe gestellt, es mit Vorliebe da zu finden, wo es kein normal angelegter Mensch zu suchen pflegt: Bei den Trägern der Heugabeln und Misthacken, unter den Schindeln der Dorfhütten, in den Ackerfurchen, am Viehtrog! ...

Augenblicklich sind fast alle Theile des deutschen Vaterlandes mit Dorfgeschichten bevölkert. Man wird in späteren Jahrhunderten, wenn das so fortgeht, kaum noch eine Gebirgsreise unternehmen können, ohne sich auf „classischem Boden" zu befinden. „Hier hat Annemarie vom Hansjörg ein kräftiges Schmatzerl bekommen" — „hier hat der wackre Seppel sein Bärbele zur Kirmeß geführt" — „dort im Wirthshaus fand die Rauferei zwischen Kaspar und Michel statt" — diese und ähnliche literarische Reminiscenzen werden den Bädeker des Jahres 1975 zieren!

Auch die Kritik ließ mit ihrem Beifallklatschen nicht auf sich warten. Viele sehr ehrenwerthe Mitglieder der

deutschen Recensenteninnung, die eben grundsätzlich nur die augenblicklichen Liebhabereien des Publikums unterstützen, erblickten in den dorfgeschichtlichen Novellen womöglich einen Fortschritt der Literatur. Man kann eine ganze Symphonie klangreicher und hochtönender Paradeworte zu Gunsten der modernen Bukoliker zusammenstellen. „Der frische Walduft der Dorfgeschichte", „der würzige Hauch, der das Ganze durchweht", „die köstliche Naturwahrheit", „das frische Tannengrün, von dem die Erzählung umrahmt ist", „der kernige kecke Realismus" „die gesunde Objectivität" — das sind die unvermeidlichen, in allen Kritiken wiederkehrenden Schlagwörter! Sporadisch trifft man auch den Kuhkäse, der unter Umständen besser schmeckt, als Baumtorte . . . O, wer kennt nicht die Erfindungsgabe unserer vaterländischen Schablonenkritiker!

Die Modeverliebtheit in das dorfgeschichtliche Genre datirt sich aus der Zeit der Miniaturalmanache und Salonromane, die man erschreckend geschwind überdrüssig bekam.

Dies ewige Geistreichisiren und Empfindeln, alle diese ästhetisch desinficirten Unterhandlungen, — diese fade Heuchelei der Höflichkeit, das hohle Scheinleben, die geräuschvolle Eintönigkeit der Gesellschaft erweckten nur allzubald das Gefühl der Müdigkeit, der Abspannung, des Unbehagens! Man sehnte sich aus dem abspannenden Culturleben, aus den patchouliduftigen Salons nach dem nervenstärkenden Aroma der Kuhställe.

Die übersättigte Salonwelt, die sich an lyrischen Süßigkeiten den Magen verdorben hatte, schlief in der Dorfgeschichte ihren Katzenjammer aus — das war das ganze Geheimniß. Man hatte lange genug nach der „blauen Blume" der Romantik (flos romanticus officinalis L.) gesucht — nun glaubte man sie in der duftlosen Kornblume gefunden zu haben. Auf den Grafen und die Baronesse hatte man lange genug gelauscht, ihr Liebesgeflüster war so zartbesaitet, so deutsam geheimnißvoll — man lauschte jetzt lieber der handgreiflichen Deutlichkeit, mit der sich der Ackerknecht und die Küchenmagd unterhielten. Die hausbacken materiellen Conflikte der Dorfgeschichten, die sich so gemüthlich auflösen ließen, waren ein angenehmes Schauspiel für die ermüdeten Denker, die sich ihr Hirn an den unauflöslichen Zeitfragen zermartert hatten — und hatte man erst zu glauben angefangen, so nahm man geschwind auch einfache Rohheiten für heilsamen Realismus, geistverlassene poesielose Schilderungen für objektive Darstellung, eingeschnürte Empfindeleien für freiathmendes Gemüth. Es ist hier eine Anekdote charakteristisch, die A. Mels in seiner fesselnden Weise von Bulwer wiedererzählt: Berthold Auerbach kam bei Bulwer sehr schlecht weg. Er häufte — im Gespräch mit Mels — literarische Anklagen über Anklagen auf Auerbach's Werke, und schloß endlich: „Das ist Alles so unwahr gefühlt, so unwahr gedacht, so unwahr beschrieben, daß ich überzeugt bin, dieser Herr ....", er hielt ein und suchte nach einem

passenden Gleichniß: „daß ich überzeugt bin, dieser Herr trägt eine Perücke!“ — Um Bulwer zu necken, sagte Mels: „Sie täuschen sich — Auerbach hat eine Glatze! — „Dann ist es eine falsche Glatze“, erwiderte Bulwer .....

„Pegasus im Joche“ — das feurige Musenroß mit einem Pflugochsen zusammengespannt — es giebt keine schönere Titelvignette für die Dorfgeschichten nach folgender Vorlage, und so sind die meisten: Der biedere Michel liebt die biedere Lotte. Nun fehlt es aber entweder bei Lotte oder bei Michel „am Nöthigsten“, und da nun der Vater von Michel, eventuell von Lotte, mehr Verständniß für die Interessen seines Capitals als für die des Herzens hat, so kann aus der Heirath nichts werden. Gewöhnlich ist nun Michel, oder Lotte, zu wenig widerstandsfähig, um ihren Willen durchzusetzen, und so würde wohl über kurz oder lang Michel seine Lotte als „die bessere Hälfte“ eines Andern sehen (oder umgekehrt), wenn nicht irgend ein unberechenbarer Zufall oder eine plötzlich eintretende Gemüthswandlung der lieben Eltern dem Ganzen ein Ende machte!

Was kann bei Problemen herauskommen, die an den dünnen Fäden des — Geldsacks hängen? Bei den wirklichen Dichtern kommen sogar die Gedanken aus dem Herzen. Bei den Dorfgeschichtsschreibern kommen sogar die Gefühle aus dem Hirn.

Und betrachten wir uns doch einmal den gerühmten Realismus in der Nähe!

Wenn Auerbach's „Tolpatsch" dem Verführer seiner Marannele am Hochzeitstage ein Paar Weinflaschen an den Kopf wirft, ihm ein Büschel Haare ausreißt und ihn jämmerlich zerbläut, — das ist Realismus! Wenn ein geborener Raufbold Kräfte „wie ein Pferd" zeigt (ipsissima verba) und in regelmäßigen Intervallen von fünf Minuten die Drohung ausstößt, einem Gegner „den Hirnschädel einzuschlagen" — das ist kernige Wahrheit! — Wenn Walpurga vor der Statue der Venus von Milo wegen des Négligés dieser Göttin, ausruft: „Pfui Teufel" — welches Gemüth fühlte sich da nicht „angemuthet"? Und wenn Lorle in der Audienz beim Prinzen in ein polizeiwidriges Geschwätz ausbricht, so nennt das der Dichter einen Beweis von „unzerstörbarer Naturkraft des Charakters".

Im selben Geiste sind die Beschreibungen der heutigen Bukoliker gehalten.

Langweilte uns ein Ewald von Kleist mit seinen Schilderungen, so waren es doch wenigstens die frühlingsduftigen Felder, die er beschrieb. Langweilt uns aber ein Jeremias Gotthelf, so schildert er uns nur den Dünger, der auf diesen Feldern abgelagert wird.

Gewissenhafte Leser der Dorfgeschichten machen bei dieser Lektüre einen vollständigen ökonomischen Cursus durch. Wir erfahren in langen Worten, wie der Mist auf den Acker gefahren, wie der Heuschober angefüllt, wie das Getreide gedroschen wird, kurz, wie noch zahllose andere Beschäf-

tigungen von Statten gehen, die der dürren Werkeltagsprosa angehören. Was soll man sagen, wenn man in den „Erzählungen aus dem Ries“ von Melchior Meyr liest: „Wie Jeder weiß, spielt die größte Rolle in der Landwirthschaft der Dünger oder Mist. Und wo dieser wundersam nährende Stoff hinkommt, da grünt das Gras ꝛc., da steht die Poesie der Landwirthschaft vor unseren Augen! Kein Wunder (!), daß jeder Hofbesitzer mit besonderm Stolz auf seinen Misthaufen sieht.“ Wir erfahren weiter, wie „der Mist, von Jauche getränkt, auf einen Wagen geladen und festgepatscht wird“ und so fort. Doch noch weiter erstreckt sich diese farblose Detailmalerei: Auch wie die Helden essen und trinken, ja selbst was sie essen und trinken, wird uns berichtet. Besonders derselbe Melchior Meyr bucht mit der Genauigkeit eines Oberkellners in seinen Erzählungen sämmtliche Naturalien, die vor unseren Augen vertilgt werden. Bei jedem Mittagsbrod oder Abendbrod erfahren wir die ganze Speisekarte, erfahren stets, ob die auftretenden Mütter und Bräute besser „Küchle“ oder „Schneckennudeln“ backen können — ja, man kann die ganze „köstliche Lebenswahrheit“ des Melchior Meyr'schen Realismus kaum würdigen, wenn man nicht Scheibler's Kochbuch zu Rathe zieht. Der Leser gestatte nur zwei besonders poesievolle Citate: „Fleischbrühsuppe, Ochsenfleisch, schmackhafte Gemüse, Eierspeisen und an festlichen Tagen Braten, das war es, was Ludwig zu genießen pflegte.“ Und die folgende Stelle:

„Sie sandten jetzt die mohnbestreuten Küchelchen in den nudelgefüllten Magen hinab." Es fehlte nur noch, daß uns mit derselben „objektiven" Genauigkeit auch die weiteren Stadien des Verdauungsprocesses geschildert werden . . .

Sind nun schon diese „lebensgetreuen" Dorfgeschichten ungenießbar — wie widerwärtig sind erst noch diejenigen, in welchen die Helden hyperidealistisch beschönpinselt sind und so aller Glaubwürdigkeit verlustig gehen. Ist das bäurische Backenroth gar noch mit Schminke vermengt — welche abschreckende Geschmacklosigkeit!

Beispiele für diese Verirrung bieten uns besonders die „Dorfgeschichten in Versen". Einige Mißgeschöpfe dieser Art hat J. G. Fischer in die Welt gesetzt, dessen Gedichte ein boshafter Freund von mir mit dem Ausruf: I geh', Fischer! zu charakterisiren sich erkühnte. In einer Reihe von schwäbischen Dorfgemälden hat uns der gute Stuttgarter mit erschöpfender Sachkenntniß die Geheimnisse der Stallreinigung enthüllt und ist schließlich zu der begeisterungsvollen Verherrlichung einer — Lederhose gelangt. Unglaublicher Weise wurde selbst dieses Kleidungsstück von verschiedenen kritischen Trödelkrämern eines hohen Preises würdig befunden — muß man da nicht an einen blöden Irrthum glauben? Und in der That, wenn ein Kritiker hervorhob, daß es den Dorfbildern von Fischer doch auch „an reingehaltenen Stellen" nicht fehlt, so liegt gewiß hier ein Druckfehler vor, da der Recensent wohl nur von den

reingehaltenen Ställen sprechen konnte, die allerdings in Fischer's bukolischen Erzeugnissen niemals fehlen. . . .

Ein noch passenderes Beispiel bietet das Idyll „Walpra" von Eduard Duboc, der bei Literaturfreunden von wählerischem Geschmack auch unter dem Namen Robert Waldmüller unbekannt ist und im Ruf der unbescholtensten Talentlosigkeit steht. Walpra gehört, wie ein Kritiker mit Recht bemerkte, zu den gebildetsten Kuhmägden der Literatur und man weiß oft nicht, ob sie am Futtertrog oder auf dem Katheder steht.

Und solche Schöpfungen finden noch heute ihr Publikum?

Was hilft da alles Eifern?

Die Dorfgeschichte mit ihrer kuhwarmen Gemüthlichkeit wird erst dann verschwinden, wenn die Leser aussterben, welchen die Verherrlichung des Rindviehs am Herzen liegt.

Betrachtungen eines Zuhausegebliebenen.

Das verlogene Behagen an der plumpen und ungewaschenen Natürlichkeit, das sich literarisch in der Modeliebhaberei für Dorfgeschichten abmalt, erzeugt im Leben eine gewisse Gattung von „Gebirgsreisenden" und „Naturenthusiasten", die höchst schnurriger Art ist.

Ueber die Vorzüge der Gebirgsreisen hat zwar ohne Zweifel auch der Leser schon eine sehr scharfsinnige und überzeugende Abhandlung geschrieben, als er noch die höheren Klassen irgend einer Bildungsanstalt mit seiner liebenswürdigen Anwesenheit beglückte. Es wäre also mehr als verwegen, wenn ich glaubte, hier noch etwas Neues sagen zu können.

Ja wohl, ja wohl: das Reisen ist sonnig, das Reisen ist wonnig, das Reisen ist gesund, das Reisen ist alles Mögliche, was der Leser in der obengedachten Stilübung mit so blumenduftiger Beredtsamkeit auseinandergesetzt hat. Und die ganze Welt stimmt ihm ja darin bei.

Sobald mit der Junisonne die ersten, in der That sehr

warmen Willkommensgrüße ausgetauscht sind, schnürt Lehmann sein Ränzel, Neumann packt die Koffer, Müller macht sich aus dem Staube, Schulze miethet sich eine Sommerwohnung, die Familie Löwenthal zieht auf's Land, die Familie Rosenfeld sucht das Weite — und Visitenkarten mit einem bedeutungsvollen „p. p. c." flattern aus allen Richtungen der Windrose in das Heim des Zuhausegebliebenen, den die zierlich hingekritzelten drei Buchstaben wie hohnlächelnd angrinsen. Welchem Berufe der Staubgeborene auch angehören mag, es erwacht jetzt in ihm eine nomadenartige Sehnsucht in die Ferne, und der Wanderstab wird urplötzlich zum Generalstab für die marschirende Menschheit. Sogar die Parteienunterschiede schwinden in dem allgemeinen Reisetriebe, denn alle Welt huldigt dem Fortschritt — der Klerikale, der sonst nur das Schwarze liebt, sehnt sich mächtig nach etwas Grünem, — der Conservative, dem Ruhe die erste Bürgerpflicht ist, will Bewegung, — der Socialdemokrat, der sonst alle Standesunterschiede verschmäht, strebt leidenschaftlich nach einer „erhöhten Stellung", und der gesinnungstüchtigste Principienreiter kann „Wandlungen" nicht vermeiden. Die Todfeinde aller Gelehrsamkeit ergeben sich den eifrigsten Quellenstudien, und der Maler, der sonst nur regelmäßige „Züge" liebt, entblödet sich nicht, sogar die Anhaltische Eisenbahn zu benutzen.

Bedenkt man, welche kargen Freuden die Großstadt

freilich in den Sommermonaten bietet, so ist die allgemeine Wanderlust sehr begreiflich. Wenn der Staub auf den Wegen immer dichter und das Laub auf den Promenadenbäumen immer dünner wird, wenn die Sonne immer kräftigere Strahlen sendet, die Sprengwagen aber immer schwächere, — dann bleibe in der großen Stadt, wer es muß. Wer aber frei ist, hat Recht, wenn er der Metropole mit freudigem Ade den Rücken kehrt.

Anders jedoch stellt sich die Entscheidung, wenn wir kühl und unbefangen fragen, was der landesübliche Wald- und Wiesenreisende in den meisten Fällen positiv zu genießen bekommt? Da scheint das Facit denn doch nicht immer zu genügen, und wir kommen auf die Vermuthung: wenn der Himmel lacht, lacht er vielleicht nicht immer blos über dem Reisenden im Dativ!

Gegen ein wirklich tief und herzlich empfundenes Vollgenügen an der Natur wird kein Zurechnungsfähiger eine satirische Bemerkung laut werden lassen. Der Gedanke der Einheit des Menschen mit dem Geiste des Alls sieht dem Denkenden aus keinem philosophischen System so überwältigend entgegen, wie aus der Betrachtung der einfachsten Naturerscheinung. Die unwandelbare Gesetzmäßigkeit des Naturlebens erfüllt ihn mit dem süßen Irrglauben, daß vielleicht auch in den launischen Schlangenwindungen, in dem krausen Zickzack des Menschengeschickes ein zweckvolles Bewegungsgesetz verborgen ruhe, — und sieht der vergäng-

liche Mensch, wie die Natur noch aus der Verwesung neues Leben weckt, so erblüht in ihm die hehre Ahnung der Unvergänglichkeit der Kraft ... Den Reisenden dieser Art ist das Goethe'sche Wort gesprochen:

Doch Ihr, die echten Göttersöhne,
Erfreut Euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaß' Euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.

— — — — — — — — — — — —

Wann sind diese Gedanken, wann ist eine solche Ahnung, ein so süßer Irrglaube in unsern gebirgbereisenden Durchschnittsmenschen — und diese bilden ja die überwiegende Mehrheit — jemals aufgeblüht? Wann ist ihnen die Natur je mehr gewesen, als ein angenehm-bunter Bilderkasten?

Und selbst Das nicht einmal immer!

Wie der Naturenthusiasmus, der oft in so geräuschvollen Exclamationen bei diesen Durchschnittstouristen aufjodelt, manierirt ist und unglaubwürdig, ersieht man schon aus seinem zudringlichen Pathos und aus seiner eigenthümlichen Terminologie. Wer einem landschaftlichen Ausblick gegenüber ein „Famos!" in die Welt schmettert, zeigt schon dadurch die geringe Innigkeit seines Naturverständnisses — und wie blasirt, wie armselig, von einer Wiese zu sagen, sie sei ausgebreitet wie ein Teppich, oder von einem See, er sei klar wie ein Spiegel — als wenn die Natur erst an-

finge, schön zu werden, wenn man das Meublement eines anständigen Salons darin wiederfindet! Ebenso charakteristisch ist die Ausdehnung des Enthusiasmus auf die nichtigsten Dinge. Da wird selbst die unbeleckte Rohheit der Viehmägde als etwas Reizendes angestaunt. Was irgend in Dorf und Feld, in Scheunen und Ställen herumwatschelt, wird zum Objekt einer großmäuligen Bewunderung. Man begafft alle Schnörkel am Rahmen der Natur und darum kann man für das Bild selbst wenig Gefühl haben. Man glaubt schon eine ganz urmenschliche und hirtenhafte Metamorphose durchgemacht zu haben, wenn man sich von der schmutzigen Hand einer Dorf-Hebe ein Glas Kuhmilch kredenzen läßt — und begegnet man noch zum Ueberfluß auf der staubigen, schlechtgepflasterten Landstraße zufällig einem strumpflosen Bauernjungen, der sein Schwesterchen am Arme führt, und heißt dies idyllische Paar am Ende gar Hans und Grete, so ist man ganz entzückt von der „Romantik des Dorfes"! — Und dies soll ein wahres Gefühl sein? ...

„Mancher reiche Hypochonder," — sagt Hieronymus Lorm sehr richtig — „der aus scheinbarem Mißmuth, aber aus wahrer Bequemlichkeit zu Hause bleibt, lacht heimlich die angestrengt keuchenden Bergsteiger aus und verleumdet nicht, wenn er ihre Ekstase Lüge schilt. Er schließt einfach aus der Beschaffenheit des menschlichen Wesens, welches nicht ohne langsamen Uebergang und jedenfalls nicht ohne eine entscheidende Ursache aus einer Stimmung in die andere

fällt, daß es nicht möglich sei, aus dem Aerger über schlechte Betten, unverschämte Prellerei, steinige Wege und Unbehagen aller Art unmittelbar, plötzlich, wie vom Himmel gefallen, im namenloses Entzücken zu gerathen. Man war so und so viel Fuß über der Meeresfläche noch sehr verdrießlich, denn die Sonne brennt stark, und das Thier, das man reitet, hat ein gefährliches Gelüste nach abenteuerlich wachsendem Grünfutter — aber da bleibt der Führer stehen, man ist zur Stelle, und man bricht nun mit geschundenen Knieen in den Enthusiasmus der Seligen aus. Heimlich lachen die tückischen Berggeister."

Aber die hier geschilderten Plagen der Reisenden sind in Wahrheit ein integrirender Theil ihres eingebildeten „Vergnügens". Viele Touristen sind mit ihrer Reisethätigkeit nicht zufrieden, wenn sie nicht alle zwei Tage sich die Füße wund laufen und alle drei Tage ein akutes Schnupfenfieber davontragen, und Bequemlichkeiten, wie sie z. B. durch Maulthiere oder Führer geboten werden, verschmähen sie nicht etwa aus Rücksichten der Mildherzigkeit oder Oekonomie, sondern lediglich, weil sie dadurch in den eiteln Tapferkeitsgelüsten ihrer Selbstkasteiung unterbrochen werden. Einer von diesen Braven verdiente vollständig, daß ihm einst ein Führer, den er fragte: „Haben Sie hier immer Esel?" die deutsame Antwort gab: „Nein — blos, wenn Touristen da sind!"

Bei solchen Gedanken-Reisen sind mir selbst oft alle

Reise-Gedanken vergangen. Man vergreift sich an der hehren Bedeutsamkeit des Naturlebens, wenn man eine Freude daran bei den hier geschilderten Durchschnittsreisenden für glaubhaft hält.

Herr Neumann und Lehmann reist, weil Müller und Schulze reisen, und Müller und Schulze reisen, weil Löwenthal und Rosenfeld reist.

Ihren Naturenthusiasmus wird man erst dann für wahr halten dürfen, wenn die Unmöglichkeit möglich geworden ist, zu reisen, ohne — sich selbst mitzunehmen.

Aus Gesellschaft und Leben.

Man sagt immer: „Klug wie der Tag", und doch ist die Nacht viel klüger — denn sie ist keines Menschen Freund!

Seume sagt: „Wer den Tod fürchtet, hat das Leben verloren." Man kann hinzufügen: Wer das Leben erkannt, hat den Tod überwunden.

Je früher dem Menschen die Augen aufgehen — desto früher wird er begehren, sie zu schließen.

In dem Gefängniß der Welt sind es nur Täuschungen, die uns fesseln.

Wenn es überhaupt einen Finger Gottes giebt, so hängt er nicht mit dem Arm der Gerechtigkeit zusammen.

Man muß mit dem Leben spielen, um ihm etwas — abzugewinnen.

War es wirklich so weise vom Diogones, daß er eine Laterne anzündete, um einen Menschen zu suchen? Er hätte sie vielleicht lieber auslöschen sollen, um — keinen zu finden...

Daß vom Pessimismus keine Brücke zum Leben führt, dafür ist nicht der Pessimismus verantwortlich zu machen, sondern — das Leben.

Wer ewig Klagen im Munde führt, verdient in der That, daß man ihm Recht giebt.

Da es kein Mittel giebt, sich das Leben zu verlängern, so muß man nach Mitteln suchen, sich die Zeit zu verkürzen.

Der Pessimist, der Humor hat, macht aus seinem Leichentuch eine Harlequinsjacke: Und giebt es eine passendere Maske in dem aberwitzigen Carneval des Seins?

Wenn uns das Schicksal einen Giftbecher reicht, so zwingt es uns oft noch obendrein, ihn tropfenweise auszutrinken.

Der Hypochonder blickt so lange durch geschwärzte Gläser zum Himmel, bis er endlich wirklich an eine Sonnenfinsterniß glaubt.

Was kann man auf dieser langweiligen Lehmkugel Vernünftigeres thun, als unvernünftig zu sein?

„Desipere in loco" muß der Wahlspruch Aller sein, die sich in der Oede der Tage ihren gesunden Menschen-Unverstand bewahrt haben.

Wer kennt nicht die Geschichte von jenem Herrn, der seinem Affenpinscher die Ohren abschneiden wollte? „Damit es der Bestie nicht so weh thät", schnitt er täglich nur ein Stückchen ab.

Wir sind die Affenpinscher des Schicksals.

Manche Menschen sind so unnütz, daß ihnen die Natur eigentlich eine Gebrauchsanweisung hätte mitgeben sollen.

Das Sprüchwort sollte heißen: Der Mensch denkt nicht, — und Gott lenkt nicht.

Es ist toll, daß es den Menschen so schwer wird, mitunter einen Thaler zu missen, während es ihnen doch so leicht wird, stets eine Million zu entbehren.

Der geniale Mensch fragt nicht, ob er in die Welt paßt, sondern ob die Welt in ihn paßt — und sieht er, daß dies nicht der Fall ist, so sagt er gelassen: „Dann mag sie draußen bleiben."

Wem ein großer Sinn eigen ist, dem wird oft ein großer Eigensinn vorgeworfen.

Ich möchte die Menschen verkennen lernen.

Der Muthige sagt: „Ich mich um die Welt bekümmern? — Nicht um die Welt!"

Wer dem Ruhm nachjagt, verdient ihn nicht.

Man muß selbst wenig Kopf haben, wenn man in den Köpfen der Andern sein Glück sucht.

Die Welt verzeiht bisweilen unsre Schwächen; sie verzeiht niemals unsre Vorzüge.

Es ist klug, seine Fehler zu verbessern; es ist thöricht, sie einzugestehen.

Stets sind die Menschen bereit, die guten Eigenschaften der Andern zu verdächtigen und ihre schlechten — nachzuahmen.

Es ist kein Wunder, daß die Meisten sich selbst nicht kennen: Es ist bei den Meisten eben eine unlohnende Bekanntschaft.

Wer die Freude erleben will, von der Redlichkeit der Menschen überrascht zu werden, muß sich im Voraus gewöhnen, sie ausnahmslos für Spitzbuben zu halten.

Das sicherste Mittel, ein Geheimniß zu erfahren, besteht oft darin, — daß man nie danach fragt.

Man glaube nicht den Thränen der Reue: Die Reuigen beweinen meist ihre Strafe, selten ihre Schuld.

Dürften die Menschen auf ihren Neujahrswunschkarten aufrichtig sein, so fände sich hinter dem üblichen P. f. auf manchen vielleicht noch ein u. i.

Man sollte Niemandem für den Augenblick zürnen, wenn man nicht die Möglichkeit hat, es für immer zu thun.

Es genügt nicht, daß man ein Original ist: Man muß auch zu Copien reizen.

Wem das bloße Wort nicht wie ein Eid gilt, für den ist auch der Eid nur ein bloßes Wort.

Es giebt so unzuverlässige Menschen, daß man glaubt, sie müßten gelegentlich zum Wort-Brechen eingenommen haben!

Man muß jede Gelegenheit beim Schopfe fassen, aber man darf ihr nicht alle Haare ausreißen.

Wer Recht hat, hat nicht immer Erfolg; aber wer Erfolg hat, hat immer Recht hienieden.

Wer ohne Ursache mißtrauisch ist, wird an Ursachen bald keinen Mangel haben.

Wer einst größer werden will, als er ist, hält sich selbst auf, wenn er schon jetzt größer scheinen will.

Besser Sein ohne Schein, als Schein ohne Sein!

Das Geheimniß der Geselligkeit liegt in der Kunst, mit Lahmen Schritt zu halten.

Wer von Natur gute Beine hat, dem wird das freilich recht schwer.

Das Gesellschaftsleben beruht auf der stillschweigenden Uebereinkunft, sich so viel wie möglich zu langweilen unter dem Vorwand, sich so viel wie möglich zu amüsiren.

Die Gesellschaft fordert von Keinem, daß er Etwas sagt, sondern nur, daß er Etwas redet.

Die Fähigkeit, auf welche die Menschen den meisten Werth legen, ist — die Zahlungsfähigkeit.

Es giebt Frauen, die abschreckend schön sind: Ihrer idealen Körperlichkeit wagt keine Begierde in die Nähe zu kommen.

Gewisse Mauern muß es schon deshalb geben, damit man das Vergnügen haben kann, sie zu übersteigen.

Die Liebe ist der holdeste Selbstmord: Das Ich stirbt am Du.

Wenn eine Frau nicht den Muth hat, die letzte Schranke niederzuwerfen, so hat sie nicht das Recht, die erste fallen zu lassen.

Haß und Liebe sind wilde Rosen, die oft an einem Strauche wachsen.

Weiber ohne Weiblichkeit sind nur für Männer ohne Männlichkeit.

Den häßlichen Mädchen muß man Vieles verzeihen: Sie sind oft nicht einmal Schuld an ihrer — Unschuld.

Eine Liebe, die strafen will, ist der Granate vergleichbar: Sie kann nur tödten, indem sie selbst zu Grunde geht.

Wenn eine Leidenschaft jemals im Stande ist, aufzuhören, so war sie niemals berechtigt, anzufangen.

Es ist edler, einen Nebenbuhler zu vernichten, als zu ertragen.

Ward ein Mädchen, das dir Liebe schwor, die Frau eines Andern, so giebt es dafür nur einen Trost: — daß sie nicht die Deine geworden.

Das Sühnegeld für voreilige Ehen muß oft in Scheide-Münze gezahlt werden.

Um Frauen zu gefallen, ist oft Nichts weiter nöthig, als daß man sie begehrt.

Von manchem eleganten Lump kann man sagen: „Er kleidet seinen Rock nicht!“

Eine Frau von Welt muß dreierlei verstehen: Anspruchslos zu reden, — vielsagend zu schweigen, und — geistreich zu hören.

Es giebt Frauen, die erst viele Jahre nach ihrer Verheirathung plötzlich anfangen, — alte Jungfern zu werden.

Das Gesetz ist der Egoismus der Gesammtheit.

Wer immer an's tägliche Brod denkt, wird endlich selber — hausbacken.

An den nützlichsten Lebensregeln ist gewöhnlich doch Eines unnütz: daß sie gegeben wurden.

Ein Sängerkrieg gegen Rom.

Je edler eine Empfindung an sich ist, um so betrübender muß es wirken, sie zur Dienerin eines platten und kleinlichen Zwecks erniedrigt zu sehen. Und mag auch die Doppelzüngige Sophistik jeden Tadel des Zweckes behend und schlagfertig als einen Tadel der edlen Empfindung verdächtigen, es darf sich doch kein Muthiger durch dies voraussichtliche Mißverständniß beirren lassen.

So ist für mich auch das Banner des Patriotismus zu verehrungswürdig und hehr, als daß ich gemächlich zuschauen könnte, wie es als Deckmantel des dichterischen Ungeschmacks gemißbraucht wird. Dies verwerfliche Schauspiel ist uns aber unter den begleitenden Trommelwirbeln der Reklame von Ernst Scherenberg geboten worden, als er die vereinigten Zeitstimmen deutscher Dichter: „Gegen Rom" aus Elberfeld in die weite Welt hinaus fliegen ließ und dadurch das Signal zu einem noch heute nicht besänftigten Liedersturm gab.

Glockentönig und echoreich klingen über die heimischen

Gauen die Heroldsrufe eines Georg Herwegh, eines Robert Prutz, eines Ferdinand Freiligrath, eines Moritz Hartmann — zu duftvolle und immer grünende Lorbeeren hat die deutsche Muse auf dem Gebiete der politischen Lyrik ehemals errungen, als daß man ein Zurücksinken derselben in dilettantische Redseligkeit, in pausbackiges Phrasenthum, in großsprecherische Prahlhänserei ohne Erbitterung beobachten könnte. Wenn ein Herwegh auf der Zinne der Partei das Banner der Dichtkunst aufpflanzte, so konnte auch der Aesthetiker zufrieden sein. Wenn aber ein Ernst Scherenberg auf den Trümmern der Dichtkunst das Banner der Partei aufpflanzt, so wird es kaum dem Politiker behagen . . . .

Nur vom Standpunkt des öffentlichen Vergnügens war der Grundgedanke der Sammlung nicht zu verurtheilen. Wenigstens hat kein Skeptiker bisher bezweifelt, daß es angenehmer ist, ein Gedicht von Julius Grosse oder Friedrich Bodenstedt zu lesen, als einen Leitartikel der seligen „Spenerschen" oder gar der „Elberfelder Zeitung." Und wer daher das brennende Bedürfniß empfindet, über die Widersetzlichkeit der Bischöfe oder die Gehirnfäulniß Pius des Neunten einige überflüssige Bemerkungen zu hören, wird sich diese Bemerkungen gewiß lieber von Friedrich Bodenstedt oder Julius Grosse in klangreichen Versen machen lassen, als etwa von Wilhelm Wehrenpfennig in magerer Prosa.

Die kluge Einsicht in diesen Sachverhalt veranlaßte den Herausgeber, zur Unterstützung des Kampfes gegen Rom

nicht etwa 65 Leitartikel der seligen „Spener'schen oder gar der „Elberfelder Zeitung" zu sammeln, sondern statt dessen lieber einen Umweg einzuschlagen und 65 Lyriker zu berufen, welche die genannten Artikel in Reime und Rhythmen zu gießen hatten.

Man kann danach annähernd den Gedankengehalt der Sammlung taxiren. Ihr Verdienst kann nur in der Vollständigkeit und Selbstverleugnung liegen, mit der sogar die verbrauchtesten Stichworte und Gemeinplätze der tagesgeschichtlichen Meinungskämpfe wiedergegeben sind. Mehr als ein Dichter versichert uns in feurigen Strophen, daß die Unfehlbarkeit des Papstes ein Unsinn ist, der über die erlaubten Thermometergrade hinausgeht. Von glaubwürdigen Barden erhalten wir mehr als einmal die Betheuerung, daß der wogende Kulturkampf nicht gegen den Glauben an sich, sondern nur gegen den Lug und Trug der reichsfeindlichen Zeloten gerichtet ist. Und mit Stimmeneinheit beschließt das Concil der Fünfundsechzig, daß auf die Nacht der pfäffischen Finsterniß die Morgenröthe der ewigen Klarheit folgen wird. Da ich leider nicht so glücklich bin, noch nie eine Zeitung gelesen zu haben, so war die Ueberraschung nicht nachhaltig genug, die mir durch solche Mittheilungen bereitet wurde. . . . .

Man thäte indeß Unrecht, den beitragenden Dichtern oder etwa der zu geringen kritischen Gewähltheit des Herausgebers die alleinige Schuld an der gedanklichen Dürftigkeit

seiner Blumenlese beizumessen. Vielmehr war diese Dürftigkeit schon durch das ganze Wagniß bedingt, die Muse mitten in die wirrnißvollen Staubwolken der gegenwärtigen Tageskämpfe hinabzuführen. Nicht jeder geschichtliche Vorgang, der im Augenblick das Herz der Nation in seinen Tiefen bewegt, giebt deswegen auch gleich den Poeten die Möglichkeit, ihm dichterische Gestalten von bleibendem Gepräge abzuringen. Die Gesänge von den Schlachtfeldern der Revolution aus einer Zeit der blutigen Verwickelungen, die Lieder des Todesmuthes und der Volkserhebung, die melodischen Empörungslaute der Geächteten, werden ihrer poetischen Wirkung in keinem Wandel der Zeiten verlustig gehen. Aber ein Kriegsschauplatz, auf welchem mit Pfändungsbefehlen, Verhaftungen, Confiscationen gekämpft wird, bietet der dichterischen Begeisterung kein Feld. Es entspricht ja nur dem Fortschritt des Jahrhunderts, daß der Kampf zwischen Staat und Kirche auf einem Gebiet ausgefochten wird, das mit der Poesie keine Berührungspunkte hat — und je großbrockiger daher die Schlagworte sind, mit welchen die Poeten herumspektakeln, um so schneidiger erscheint der Gegensatz der wirklichen Zustände. So macht auch die Scherenberg'sche Sammlung den Eindruck, als ob unsre Zeit gleichsam zu klein ist, für so viele große Dichter! Einige von ihnen scheinen das auch gefühlt zu haben und versuchten in Folge dessen einen kühnen Kopfsprung in das Zeitalter der Reformation. Nur vergaßen sie dabei, daß der Leser, besonnen wie er

ist, solche abenteuerliche Purzelbäume nicht mitmachen kann. Wenn ein Ulrich von Hutten sein: „Ich hab's gewagt!" in die Lande rief, so dröhnt dies muthige Bekenntniß fort und fort durch die Weltgeschichte. Der Dichter aber, der es heutzutage „gewagt hat", dem Papst den Fehdehandschuh hinzuwerfen, imponirt uns wenig, denn dies „Wagniß" kann im allerungünstigsten Falle nur die Folge haben, daß er einen Orden bekommt oder meuchlings in den Reichstag gewählt wird.

Wir wiederholen: Ein so systemvoller und erregungsloser Krieg, wie der Krieg gegen Rom — ein Krieg, in welchem die kaltblütigen Gesetzesparagraphen in der ersten Schlachtlinie kämpfen — vermag der künstlerischen Gestaltungskraft keine fruchtbaren Stoffe zu bieten. Und gänzlich verfehlt ist darum die Erinnerung an die Lyrik der Befreiungskriege, des Jahres Siebzig. Hier begleitete die kämpfenden Truppen ermuthigend das Wort der Dichter und oft genug mögen die Klänge eines begeisterungswarmen Liedes, der Schwung einer beflügelten Melodie mag oft genug die sinkende Kraft wieder aufgerichtet haben. Die Truppen dagegen, die im Kampf gegen Rom Allen voranmarschiren, sind solcher Ermuthigung nicht bedürftig. Wenigstens haben wir noch nie gehört, daß sich irgend ein zaghafter Reichstagsabgeordneter für eine Abstimmung gegen die Klerikalen erst durch eine Vorbereitungslectüre der Scherenberg'schen Sammlung kräftigen mußte.

Es konnten hier nur rein rhetorische Kraftstücke ge-

liefert werden und es entstand eine Reflexionslyrik der schlimmsten Art. Die Biederkeit und Wärme der Gesinnung aber und eine schlagfertige Behandlung der Technik kann niemals für den Mangel an eigentlich dichterischem Lebensstoff entschädigen.

Daß die Poeten unter Scherenberg's Banner sich nach Freiheit und Licht sehnen, verdient ja sehr viel Lob: daß sie aber diese Sehnsucht in metrischer Prosa äußern, verdient sehr viel Tadel.

Die Lyriker zeigen hier recht trübselig ihre alte Schmetterlingsnatur: Sie drängen nach dem Licht, aber verbrennen sich dabei die Flügel.

Durch die Vielheit der vom Herausgeber aufgenommenen Gedichte wird der Eindruck des Dürftigen noch schärfer verdeutlicht, weil sich die Wiederholungen zu unangenehm bemerklich machen. So singt Felix Dahn:

> Wohl, laßt den alten Schlachtruf Euch begeistern:
> Zum Kampf, zum letzten Kampf, auf gegen Rom!

Und gleich darauf hören wir von Bernhard Endrulat:

> So steht mit scharfem Wort und freiem Liede
> Zu uns im Geisteskampfe gegen Rom!

Ernst Scherenberg ruft aus:

> Zeigt Euch als Meister im Verdammen: —
> Wir segnen Euch — wenn ihr uns flucht!

Es war also nicht mehr nöthig, daß auch noch Erwin Wester dem heiligen Vater mit der Strophe zusetzt:

Schleud're drum, wie Feuerregen,
Fluch auf Fluch statt Segensspruch;
Fluch nur wäre uns dein Segen,
Und zum Segen wird dein Fluch.

Und Friedrich Storck's Verse:

Der Morgen grüßet, das Banner fliegt,
Und die Wahrheit siegt ob der Lüge!

kehren — ohne irgend welche gedankliche Bereicherung zu erfahren, hundertfach wieder. Gewiß ist solche Gedankenharmonie ein erfreuliches Zeichen für die deutsche Einigkeit, aber Gottlob ist Deutschland auch darin einig, daß die Wiederholung nicht blos die Mutter der Studien, sondern vor Allem auch die Mutter der Langeweile ist. Das Concert wird dadurch erschreckend eintönig und das knatternde Geräusch der unaufhörlichen Schlachtsignale wirkt auf die Dauer überverdrießlich. Ja, es liegt die Gefahr nahe, daß jene wackern Sänger, die allesammt das Ziel verfolgen, uns zu erwecken, weit eher zu dem entgegengesetzten Ergebniß gelangen: uns — einzuschläfern.

Daß auch einzelne gute Gedichte in der Sammlung auffallen — auffallen wie Wasserlilien im Sumpf — widerlegt natürlich das Gesammturtheil nicht. Die Signatur des Buches, die Signatur der ganzen Richtung geben die vielen mittelmäßigen Erzeugnisse, die dem Umstand zur Last zu legen sind, daß zahlreiche Lyriker zu ihrem antirömischen Singsang augenscheinlich nicht durch eine innere Nöthigung

getrieben wurden, sondern nur durch das eitle Begehren: mit dabei gewesen zu sein.

Welche gespreizte Ueberflüssigkeit somit an's Licht gefördert wurde, beweist z. B. heiter das Prophetenwort, mit welchem George von Dyherrn seinen „Fehderuf" schließt:

Hellahnend schau' ich nach den künft'gen Tagen,
Herüber eine heil'ge Stimme tönet:
Wenn Schein und Lüge in die Flucht geschlagen,
Dann —

Nun rathe, lieber Leser, was wohl dann kommt? Du erräthst es nicht? So laß es Dir von George von Dyherrn sagen:

Dann kommt die Morgenröthe, die versöhnet!

Aha, nun wissen wir's. Die scharfsinnige ahnungsfrohe Verkündigung erinnert lebhaft an die Verse:

„Und wenn's genug geregnet hat,
Dann hört es wieder auf!"

oder an die von Paul Lindau mit Vorliebe citirte Diagnose eines alten Chirurgen: „Wenn die dolores cessiren, so werden wohl auch die Schmerzen weichen."

Einen Gegensatz zu dieser übertriebenen Klarheit bieten andre, in Phrasenschwulst vernebelnde Dichter, denen man ihre pfaffenfeindliche Gesinnung schon deshalb nicht glaubt, weil sie selbst sich in ihren unverständlichen Elaboraten als — Dunkelmänner legitimirt haben ....

Es war vom poetischen Gesichtspunkt aus ein durch-

weg verfehltes und fruchtloses Unternehmen, diese Scherenberg'sche Sammlung.

Und vom praktischen Gesichtspunkt aus?

Meister Bodenstedt's überzeugende Verse:

„Gegen Roms gefeite Pfaffen,
Wie sie wühlen allerorten,
Helfen keine Geisteswaffen
Und umsonst kämpft man mit Worten"

sagen darüber alles Nöthige. Wenn die geharnischten Thaten eines Bismark und Falk nicht im Stande waren, den Starrsinn des Episcopates zu brechen, so kann man sich der Befürchtung nicht verschließen, daß die Verse von Wilhelm Tangermann oder Heinrich Zeise zu dem besagten Zweck ebenfalls nicht ausreichen werden.

Und doch! . . .

Seine patriotischen Hauptzwecke hat der Herausgeber erreicht, wenn auch in anderem Sinne, als er beabsichtigt hatte:

Wer alle in der Sammlung enthaltenen Einzelerzeugnisse kritisch durchmustert, wird von der unheilstiftenden Macht des Pfaffenthums mehr als je überzeugt sein!

Von der heiligen Franziska.

Ein Ereigniß, wie der Uebertritt der Königin-Mutter von Bayern zum Katholicismus, würde nicht in dem Maße, wie es thatsächlich der Fall war, die verwunderungsvolle Aufmerksamkeit der weitesten Kreise hervorgerufen haben, wenn nicht überhaupt jene intensive Beschäftigung mit religiösen Angelegenheiten, die dem Entscheidungsschritt vorangegangen sein muß, dem Bewußtsein der Gegenwart als ein fast unverständlicher Anachronismus erschiene. Das Jahrhundert, in welchem wir leben, hat längst im Glauben ein Aber gefunden und ihn daher als Aberglauben über Bord geworfen. Es wäre eine blöde Scheu, sich gegen die drohende Verallgemeinerung des Atheismus die Augen zu verschließen. Die Welt behauptet, jetzt genau zu wissen, daß Gott nicht den Menschen, sondern der Mensch den Gott nach seinem Ebenbilde geschaffen hat. Die pessimistische Einsicht in den jammervollen Mechanismus des Weltenseins hat den Ausspruch Prosper Mérimée's zu immer sieghafterer Geltung gelangen lassen: „Gottes einzige Entschuldigung ist, daß

— er nicht ist!" — und das ergötzliche Wort, das Heinrich Heine den Herrn zum Engel Gabriel sagen läßt: „Entre nous soit dit . . . nous n'existons pas!" hat aufgehört, nur ein ergötzliches Wort zu sein.

Männern, deren bürgerliches Gewerbe in der Frömmigkeit und Furcht Gottes besteht, wird man es nicht übel nehmen dürfen, wenn sie den nun unausbleiblichen Verlust ihrer Kundschaft betrauern. Aber auch der besonnene Beobachter seiner Zeit, dessen freie Gedankenschwingen von keinem Vorurtheilsbündel belastet sind, wird nicht mit ungemischter Freude die Selbstzersetzung der religiösen Anschauungen wahrnehmen. Die Religion war bisher die einzige Form, in welcher der ideale Gedanke als eine schaffende Macht in das Herz der Menge getragen wurde. „Die Religion" sagt Schopenhauer „ist das einzige Mittel, dem rohen Sinn und ungelenken Verstande der in niedriges Treiben und materielle Arbeit tief eingesenkten Menge die hohe Bedeutung des Lebens anzukündigen und fühlbar zu machen. Denn der Mensch, wie er in der Regel ist, hat ursprünglich für nichts Anderes Sinn, als für die Befriedigung seiner physischen Bedürfnisse und Gelüste, und danach für etwas Unterhaltung und Kurzweil. Religionsstifter und Philosophen kommen auf die Welt, ihn aus seiner Betäubung aufzurütteln und auf den hohen Sinn des Daseins hinzudeuten: Philosophen — für die Wenigen, die Eximirten; Religionsstifter — für die Vielen, die Menschheit im

Großen." Bevor hier nicht der Ersatz gefunden ist, nach welchem die Weisen bisher noch vergeblich gesucht haben, wird man sich der Befürchtung nicht verschließen können, daß auf dem gestaltlosen Trümmergraus der Religionen der nackte Eigennutz, die Gier nach rohem Lebensgenuß, die in sich selbst vernarrte Materie, der geile Industrialismus ihre wüsten Orgien aufführen werden.

Die verheißungsvollsten Gegenströmungen gegen diese feindseligen Mächte können vorläufig nur dem ewig gesunden Lebensquell der Kunst entsprudeln. Auch diese freilich wurde lange Zeit aus den Tiefen des märchengläubigen Theismus gespeist. Der Glaube beflügelte die Begeisterung des phantasievollen Künstlers, und aller Orten hat diese begeisterungsvolle Gläubigkeit sich Denkmäler gesetzt, die in unvertilgbarem Hoheitsglanz durch die Jahrhunderte leuchten. Da wölben sich die gothischen Bogen der Kirchen. Aus den Augen der sixtinischen Madonna flammt uns die Himmelsgluth einer weltüberlegenen Erhabenheit entgegen. Ein Pergolese feiert einen dithyrambischen musikalischen Gottesdienst von unvergleichlicher Kraft und Gemüthsweihe. In den schlichten Liedern eines Flemming und Paul Gerhard tönt sich die selig-stille, weltabgeschiedene Ergebenheit der „Kinder Gottes" in Klängen aus, die sich überwältigend in alle Herzen schmeicheln müssen.

Den Weg jedoch, auf welchem der schleierlose, von den Trübungen des Theismus befreite Klarblick des modernen

Dichters einen Ersatz findet für den ihm versagten Enthusiasmus der Gläubigen, diesen Weg hat Niemand deutlicher und beredter nachgewiesen, als Georg Herwegh, wenn er singt:

Sucht wieder Gott der Welt einzuverleiben!
Das Heilige gelingt so selten schön —
Das Schöne nur wird immer heilig bleiben!

Der Cultus der Poesie muß uns entschädigen für die Poesie des Cultus, die uns verloren gegangen ist.

Der Dichter, der die derbe Wirklichkeit der Dinge durchgeistigt mit den Gedanken der Schönheit, haucht dadurch der Welt einen göttlichen Odem ein. Durch die hehre Reinheit seiner dichterischen Weltanschauung bringt er Harmonie und Zusammengehörigkeit in die plumpe feindselige Wirrniß der Erscheinungsformen, und aus seinem geläuterten Gemüth baut sich ein neuer Himmel auf, über welchen die ideale Empfindung ihre Regenbogenflügel ausspannt.

Ein blöder Irrthum aber ist es von gewissen Dichtern, zu glauben, daß sie die Wandlungen des modernen Culturbewußtseins unberücksichtigt lassen und die Zeiten reinreligiöser Begeisterung noch poetisch mit Erfolg wiederherstellen können. Weder von der Mutter Gottes noch von den Musen ist eine Verzeihung für die gefrevelten Verse zu hoffen. Die Kutte tritt in ein um so widerwärtigeres Licht, je lockerer und liebenswürdiger der flatternde Schleier des Reimes und Versfalles darüber geworfen ist. Und ist vollends die religiöse Verzückung nicht aus der Fülle des Herzens

begründet und erklärt, sondern lediglich durch den starren und widerspruchslosen Glauben an ein Dogma, das außerhalb des Kunstbezirks und ohne Zusammenhang mit ihm entstanden ist, so werden pietistische Kanzelreden zu Tage gefördert, die auf keine andre Wirkung rechnen können, als auf die Wirkung der Lächerlichkeit. Jedem überzeugungswarmen Bekenntniß, welcher Art es auch sei, wird der zartfühlende Hörer Rücksicht und Schonung bereitwillig entgegenbringen. Die stimmungsinnigen Naturlaute, in welchen selbst der Irrthum Sprache findet, werden wir an uns vorüberklingen lassen, ohne ärgerlich hineinzuwettern. Jede Rücksicht aber muß aufhören, wenn die dichtende Frömmelei anspruchsvoll auf Satzungen hinzuweisen wagt, die als unanfechtbar und über jeden Zweifel der Hörenden erhaben, einer seelischen Begründung gar nicht bedürfen. Das Dogma ist ein dreistes und beleidigendes Attentat auf die Majestät des Menschenverstandes — und der Menschenverstand, wahrhaftig! müßte nicht recht bei Verstande sein, wenn er sich nicht grob und schonungslos dagegen sträuben wollte. Ein gellendes unbändiges Hohngelächter ist seine Antwort auf anachronistische Zumuthungen.

Nur als ein drolliges Beispiel, bis zu welcher Schwindelhöhe sich das dogmatische Selbstbewußtsein der Gottesgläubigkeit übergipfeln kann, und nebenbei als Kennzeichen für den Literaturgeschmack, der in aristokratischen Kreisen

Preußens en vogue ist, führe ich hier eine Gedichtsammlung der Gräfin Franziska Schwerin an: „Des Geistes Pilgerfahrt“ (soeben bei Veit & Co. in Leipzig erschienen). „Des Geistes Pilgerfahrt“, „der Wanderer Rufen“, „der Wanderer Fernblicke“, „der Wanderer Gespräche“, „der Wanderer Geleit“, „der Wanderer stille Betrachtung“ und endlich „der Wanderer Ankunft“ — diese Ueberschriften der einzelnen Abschnitte des Buches zeigen wohl schon deutlich, cujus generis es ist. Es wird Einem dabei gleich so absonderlich zu Muthe: So altona-rauhhäuserlich, so büßerhaft-karthäuserlich, so Stephan-Knak-Majunkerlich, so kanzelphrasen-flunkerlich, so kirchenfrommbesucherlich, so weltgenuß-verflucherlich! Und diesen ersten Eindrücken entspricht denn auch die Wirkung des Ganzen. Die Verfasserin giebt in dem Buch ein förmliches Bachanal der Frömmigkeit; die gebieterische Zudringlichkeit ihres Dogmatismus, ihrer Gottergebung, ist unglaublich! Sie ist eine wahre Furie von Sanftmuth! Sie dient ihrem Gott mit wahrer Tyrannenhitze. So unaufhörlich richtet sie die Blicke gen Himmel, daß sie dem Leser ordentlich die Hölle heiß macht; — und von der überströmenden Göttlichkeit ihrer Strophen wird Einem schließlich ganz — verteufelt zu Muthe! Es läßt sich kein schlagenderes Paradigma zu Georg Herwegh's oben angeführten Satz denken — keine trefflichere praktische Erläuterung unserer einleitenden Betrachtungen.

Aber darf ich denn auch dem geneigten Leser, unvorbereitet wie er ist, aus dem Buche Proben geben? — Es wäre in der That eine Entweihung der Franziskanischen Reimpredigten. Leg' ab, leg' ab, mein Leser, alle Deine profanen Gedanken, wenn Du das Buch der heiligen Franziska lesen willst. Dreimal salbe Deine Hände mit Nardenöl, bevor Du den geweihten Einband erhebst! Beim Geläut der Abendglocken öffne ihn langsam. Unter priesterlichem Beistand nähere allmählig Deine sündhaften Augen der gebenedeiten Druckerschwärze und bald wirst Du den eigenthümlichen Duft erkennen, den sie ausströmt ... O stecke Deine weltliche Nase recht tief, recht tief, hinein: denn sieh da! Es ist der Geruch der Heiligkeit, den Du einschlürfst ...

„Des Geistes Pilgerfahrt!" Man erkennt sehr bald, daß die Dichterin vielleicht *Alles* auf ihre Pilgerfahrt mitgenommen hat, aber *nur* keinen — „Geist". Als Beweis genügt schon ein Beitrag zur literaturgeschichtlichen Botanik, den die fromme Franziska in folgenden Versen liefert:

Er (der Mensch) denkt der Sage von der Blume blau,
Die auf des Berges kahlem Hang geboren,
Dem, der sie pflückt, aufschließt *mit* (!) goldnen Thoren
Des Berges schatzerfüllten Wunderbau!
Und zu den Höhen aufwärts muß er sehen,
Der blauen Blume Blühen zu erspähen.

Wird er sie schau'n?? O sel'ger Augenblick,
Wann er erklommen hat die steile Höhe,
Von da er auf des Lebens Lust und Wehe
Herniederschaut mit freigeword'nem Blick,
Um mit der blauen Blüth' — er nennt sie Beten —
Des tiefsten Innern Hallen — zu betreten!

Die blaue Blume das Beten! Nun wissen wir's. Aber noch mehr werden wir verlockt, die heilige Franziska in die blaue Blume — wollte sagen in's Gebet zu nehmen, wenn sie in einem Anfall von Büßerwahnsinn dem Schmerz, der ihr Haus besucht, folgenden liebenswürdigen Willkommensgruß entgegensendet:

Nun grüß' Dich Gott!
Wohl hab' ich nicht gerufen,
Hab' Deines Kommens jetzt mich nicht verseh'n,
Hab' nicht gesucht, was Deine Hände schufen,
Doch wenn Du nahest meines Hauses Stufen
Soll mein Willkommen Dir entgegengeh'n!
Tritt ein und sei geschützt vor Hohn und Spott (!) —
Es grüß' Dich Gott!

Eine Uebergipfelung der asketischen Demuth, wie sie in diesen Zeilen liegt, kann nur Widerwillen erregen. Und wenn noch irgendwo ein selbstständiger Gedanke, ob auch nur schüchtern, aus den Bekenntnissen der Verfasserin hervorlugte! Aber in ihrer korybantischen Phraserei strandet sie immer wieder an der Klippe des Dogmas. So macht sie S. 20 einen wuchtigen Anlauf von vier Strophen, die in folgender Melodei auf's Papier gedudelt sind:

Du wünschest gar so Vieles und sehnest es herbei,
Und hoffest, daß Erfüllung im Rathschluß Gottes sei.
Bald nennst Du's Amt und Ehre, weil das ein würdig Gut,
(Aha!)
Bald Freundschaft und bald Liebe, weil's wohl dem Herzen
thut (!) u. s. w.
Und nur zu einem Wünschen Du nimmer Zeit gewannst,
Das Du zu allen Stunden Dir selbst erfüllen kannst:

Nun denkt man, etwas Neues zu hören, — man erwartet irgend eine sinnige Pointe. Aber plautz! liegt die Verfasserin wieder im Graben des Dogmas:

Es ist das heiße Wünschen, Kind Gottes ganz zu sein!

Dazu also Räuber und Mörder! Die Gedankenleerheit solcher einzelnen Zeilen ist wirklich so groß, daß ein einigermaßen ökonomischer Schriftsteller ganze Bände damit füllen könnte.

Aber das ist Alles noch gar Nichts gegen die „hohe Sendung", die S. 22 verkündet wird:

„Ich bin der Weg!" Geht ihr, wo er gegangen?
Wählt ihr das Kreuz? Wählt ihr die Dornenkrone?
Gebt ihr bewußt Euch hin, dem Spott, dem Hohne?
Der hohen Sendung treu, die ihr empfangen?

Heiter wirken bei dem Odenschwung der verhimmelnden Empfindungen einzelne grausame Trivialitäten der Sprache. Z. B. Seite 30:

Aus der Enge in die Weite,
Aus der Tiefe in die Höh',
Zieht der Heiland seine Leute,
Daß man seine Wunder seh'!

Oder noch hübscher S. 38:

Ich bin so scheu geworden,
Zu sagen, daß ich Christ,
Und daß mein schönster Orden (!)
Das Kreuz des Meisters ist!

Man geht wohl nicht irre, wenn man das Buch nach diesen Proben kurz und einfach als einen — gottvollen Unsinn bezeichnet.

Sollte der Lesegeschmack der preußischen Aristokratie in Wahrheit nach solchen Früchten begehren, so wird der Uebertritt der Königin Mutter von Bayern vielleicht eine neue Epoche aristokratischer Conversionen einleiten. Vom künstlerischen Gesichtspunkte wird jeder wahre Verehrer der Poesie-Religion gegen solche Religions-Poesie in die Schranken treten müssen. Und wenn wir zum Schluß von der heiligen Franziska mit dem Wunsch Abschied nehmen, daß sie eine bessere Einsicht in die Gesetze — beider gewinnt, so wird sie gewißlich damit einverstanden sein: denn ohne Zweifel ist das ein — frommer Wunsch!

Aehnlichkeitsjäger.

Ein voreiliger Schwätzer rief einst vor einem Portrait, das ihm ein Bekannter zeigte, begeisterungsvoll aus: „Nein, diese Aehnlichkeit .... Wer ist denn das? . ."

Aehnlichkeitsjäger von gleichem Spürsinn hat gewiß schon Jeder von uns im gesellschaftlichen Leben angetroffen. Kaum bist Du einem Exemplar dieser unausstehlichen Gattung vorgestellt und hast die ersten Begrüßungsförmlichkeiten glücklich überwunden, so wird Dir mit der nervös machenden Frage auf den Leib gerückt: „Wie ist mir doch gleich? . . Nein, verzeihen Sie, aber wenn mich mein Gedächtniß nicht völlig im Stiche läßt, so muß ich Sie wirklich schon irgendwo gesehen haben! . . . Sie sagen nein? . . Aber dann haben Sie wahrhaftig eine frappante Aehnlichkeit mit meinem Freunde N. N. . ." Und nun folgt das genaue polizeiliche Signalement des ehrenwerthen Freundes, und wenn Du bisher an das Wort Arthur Schopenhauer's geglaubt hast, das jedes Menschenangesicht ein Gedanke der Natur ist, so bist Du jetzt plötzlich um die

schmeichelhafte Einbildung geprellt, daß die Natur einen Originalgedanken gehabt hat, als sie Dich erschuf.

Leider haben sich schon oftmals solche Aehnlichkeitsjäger auch in der literarischen Welt unliebenswürdig bemerkbar gemacht. Der heutige Dichter wird von diesen Herren auf das Allergenaueste mit früheren Vorbildern zusammengehalten und wo sich nur der geringste Vergleichungspunkt findet, sind sie eilfertig mit dem Vorwurf des „Plagiats", des „poetischen Taschendiebstahls", bei der Hand:

Macht Einer einmal einen kecken Reim —
„Nachahmer Freiligrath's! Schickt ihn heim!"
Spricht Einer von Rosen und Saatengrün
„Das stahl er dem Anastasius Grün!"
Ist man einmal witzig und weinerlich:
„Seht, der geberdet sich Heinerlich!"
Ihr Narren, die ihr am Kittel mir zaust!
Ich fühl' und reime auf eigene Faust!

So sah sich schon Friedrich v. Sallet gegenüber jenen literarischen Untersuchungsrichtern veranlaßt auszurufen. Aber die Herren treiben ihr Wesen noch heute so schwunghaft wie je. Die Gelegenheit, sich im Glorienschein einer untrüglichen und allumfassenden Literaturkenntniß zu zeigen, ist zu verführerisch, als daß man nicht dreist einige kleine Ungerechtigkeiten wagen sollte. Auch läßt sich in derartigen Fällen eine für den Laien ganz überzeugende Beweisführung meist ohne viel Mühe zurechtzimmern und so ist es denn bereits Modesache geworden, Jeden, der sich

— so heißt ja die odiöse Wendung — „mit fremden Federn" geschmückt hat, derartig zu rupfen, daß ihm selbst von seinen eigenen nicht viel übrig bleibt.

Die wirklichen literarischen Langfinger sollen hier natürlich nicht in Schutz genommen werden. Man erkennt sie gewöhnlich daran, daß sie am lautesten Zeter schreien, wenn ein College ertappt wird; und da muß ich denn immer an den französischen Finanzminister denken, der einen der Unterschlagung überführten Subalternbeamten mit den entrüsteten Worten entließ: „Mein Herr, Ihr Vergehen ist doppelter Art: Sie haben erstens gestohlen — und dann zweitens .. mit welcher Ungeschicklichkeit! Mein Herr, Sie compromittiren ja das Stehlen! ...." Diese Gesinnung, auf die Literatur übertragen, verdient natürlich starke Geißelung. Aber nur keine Uebertreibung! Es ist der Zweck dieser Zeilen, an einigen schlagenden Beispielen zu zeigen, wie unbegründet und hinfällig oft das Anklageverfahren ist, das die literarischen Aehnlichkeitsjäger anzuwenden belieben.

Im Allgemeinen ist die Forderung vollkommener Originalität im neunzehnten Jahrhundert nach Christi Geburt einfach ein Unding und scheitert von vornherein an der armseligen Beschaffenheit des Menschengeistes überhaupt. Schon Goethe hat dies klar erkannt, wenn er mit jener Aufrichtigkeit, die allen edelbürtigen Geistern eigen ist, bekennt: „Literatur ist das Fragment der Fragmente.

Das Wenigste dessen, was geschah und gesprochen worden, ward geschrieben; vom Geschriebenen ist das Wenigste übriggeblieben. Und doch bei aller Unvollständigkeit des Literaturwesens findet sich tausendfältige Wiederholung, woraus hervorgeht, wie beschränkt des Menschen Geist und Schicksal sei." Ebenso bekennt Marie von Ebner, eine Dichterin von ausgezeichnetem Kunstgeschmack und edelster Eigenart:

Gesagt ist Alles schon, man kann nur wiederholen.
Der ehrlichste Poet hat unbewußt gestohlen.

Gilt doch, was hier nur auf die Literatur angewendet ist, ohne Einschränkung vom gesammten Menschenleben. Das Heute ist ein schales Plagiat am Gestern und das Morgen wird ein Plagiat am Heute sein. Du, liebe Leserin, die Du noch in Thränen über die Treulosigkeit Deines Geliebten schwimmst, bist schon vor vielen tausend Jahren als Ariadne auf Naxos sitzen geblieben. Herr M., der bereits die sechste Gründung mit Erfolg in die Welt gesetzt hat, ist schon unter dem verstorbenen König Pharao trockenen Fußes durch's Rothe Meer gewandert. Der Jüngling, dem sein eigener Seelenzustand ein unbegreifliches Räthsel ist, kann die aufklärendsten Mittheilungen darüber in Büchern finden, die vor mehreren Jahrhunderten bereits — vergessen waren ... und selbst diese eifrige Auseinandersetzung der Ansicht, daß es keine Originalität mehr giebt, kann nicht den mindesten Anspruch auf Originalität machen. Es giebt

nichts Neues mehr, und eben dadurch, daß ich dies ausspreche, bezeuge ich es schon.

In dieser Welt also, in der eigentlich nur Combinationen und Permutationen einer unabänderlich gegebenen Ziffernreihe denkbar sind, in dieser Welt, in welcher der Mond sein Licht von der Sonne stiehlt und die Nacht ihre Helligkeit vom Monde, wo Alles, Alles, mit so unvermeidlicher Regelmäßigkeit wiederkehrt, wie die Zähne in dem kreisenden Rad einer Maschine — kurz, in dieser Welt kann man die Aeußerung, mit welcher ich meine Plauderei begann: „Nein, welche Aehnlichkeit!" bereits dann mit Zuversicht wagen, wenn die Frage noch gar nicht beantwortet war: „Wer ist denn das?" Und nur ein eigenthümlicher Wahn kann ein Fundamentalgesetz, das ausnahmslos von allen Geschöpfen gilt, just von den literarischen Geschöpfen ausschließen wollen. Nur Voreingenommenheit kann dort absichtliche Entlehnung wittern und vor dem ästhetischen Gerichtshof auf Diebstahl oder gar Raub plaidiren, wo sich einfach in den unwillkürlichen Begegnungen schöner Seelen, in den überraschend gleichartigen Erzeugnissen verschiedener Köpfe von Neuem die alte Erfahrung entschleierte, daß Mutter Natur eine erschreckend geringe Erfindungsgabe und Mannichfaltigkeit bei der Zusammensetzung der menschlichen Gehirne an den Tag legt. Nur die hieraus entspringende, naturgesetzlich gegebene Uebereinstimmung der gedanklichen Triebe zeitigte die Aehnlichkeit der literarischen

Früchte. Und von einer räuberischen Absicht, von einem gewinnsüchtigen Dolus zu sprechen, ist meist enggeistig und armselig. Es gilt dies aber nicht blos im Großen und Ganzen — es gilt nicht nur von den immer wiederkehrenden grundlegenden Stimmungen in lyrischen Gedichten, den so oft einander vergleichbaren Situations-Verknüpfungen der Lustspieldichter, von den Begebenheiten, die wir in Balladen und epischen Prosadichtungen mehr als einmal gleichmäßig geschildert finden — es gilt sogar von sprachlichen Einzelwendungen, die mit unüberhörbarer Beredtsamkeit das gleiche Wachsthum verschiedener Geister bekunden.

Von den Erzeugnissen des Volksgeistes, die doch offenbar um ihrer selbst willen und nicht im Hinblick auf eine literarische Ehrenbestrebung geschaffen wurden und uns vieltönig in Volksliedern und Sprichwörtern entgegenklingen, hat die vergleichende Literaturforschung das Alles längst dargethan. Genau betrachtet, kann man bereits an der etymologischen Uebereinstimmung der Wortgebilde verschiedener Sprachstämme die unbewußte Entstehung „literarischer Entlehnungen" nachweisen. Wer noch bündigere Beweise wünscht, blättere nur einmal ganz flüchtig in dem polyglotten Sprüchwörter-Lexikon, das wir dem Düringsfeld'schen Ehepaar verdanken, und er wird staunen, wie jene knappen, sinnvollen, scharf zugespitzten Aphorismen, die man geneigt war, für das Erzeugniß eines ganz eigenartig combinirenden Volksgeistes zu halten, sich überein-

stimmend selbst bei Völkern vorfinden, deren geschichtliche Sonder-Entwickelung die Annahme eines kulturlich befruchtenden Zusammenhanges ausschließt. Ebenso beweiskräftige Beobachtungen gestattet uns unser neueres Schriftthum.

So lesen wir in Schiller's „Kabale und Liebe" die Worte Louisen's: „Ich habe keine Andacht mehr, Vater — der Himmel und Ferdinand reißen an meiner blutenden Seele und ich fürchte — ich fürchte — doch nein, guter Vater. Wenn wir ihn über dem Gemälde vernachlässigen, findet sich ja der Künstler am feinsten gelobt. — Wenn meine Freude über sein Meisterwerk mich ihn selbst übersehen macht, Vater, muß das Gott nicht ergötzen?" — In „Emilia Galotti" (erschien zwei Jahre vor „Kabale und Liebe") sagt der Prinz: „Sie wissen ja wohl, Conti, daß man den Künstler dann erst recht lobt, wenn man über seinem Werk sein Lob vergißt." — Grabbe sagt in „Don Juan und Faust":

Die Erde ist so allerliebst, daß mir
Vor lauter Lust und Wonne Zeit fehlt, um
An den zu denken, der sie schuf: Ist's Gott —
Nun, um so größ'ren Ruhm für ihn — den Koch
Lobt man mit dem Genusse seiner Speis'
Am besten.

Wer hat nun hier gestohlen: Schiller? Oder Grabbe? Oder Beide? — Ohne Zweifel Keiner von Beiden, denn

der Gedanke ist nicht bedeutend genug, um einen Schiller oder Grabbe zum „Diebstahl" zu reizen.

Gegen Albert Lindner, den preisgekrönten Dichter von „Brutus und Collatinus", wurde der Vorwurf erhoben, daß er Ponsard's „Lucréce" übergebührlich benutzt habe; Rudolph Gottschall warf ihm die geharnischten Worte entgegen: „Die Scenen am Anfang des zweiten Actes, die in einem Gemach in Collatia spielen, gemahnen uns so bekannt. Lucretia in der Mitte ihrer Mägde — damit beginnt ja das Ponsard'sche Stück; Sextus und Collatinus kommen von Ardea; sie haben gewettet, wer die tugendhafte Römerin sei; sie finden Lucretia am Rocken; ihr gebührt der Preis; sie entflammt das Herz des Sextus; Situation und Motivirung sind bei beiden Dichtern ganz gleich. Auch die Erzählung des Volesius:

„Leih' mir gewillig Ohr für wenig Worte!
Wir saßen beim Gelag vor Ardea —"

ist nur eine kurz zusammenfassende Epitome aus der oft von Brutus unterbrochenen Erzählung des Sextus:

„Voici, comment nous vint, Lucréce, cette idée:
Depuis un an, bientôt, nous assiégeons Ardée."

Da in der That die von Gottschall hier hervorgehobenen Vergleichungspunkte sich in beiden Dichtungen finden, so scheint seine Anklage unwiderlegbar. Indeß — sie scheint nur so! Denn in der überlieferten Geschichts-

erzählung des Livius (I, 57) finden wir die von beiden Dichtern inspirativ auserlesenen Momente getreu wieder! „Avolant Roman, pergunt inde Collatiam" — „die Scene spielt in Collatia". — „Inveniunt Lucretiam deditam lanae inter lucubrantes ancillas" — „Lucretia in der Mitte ihrer Mägde am Rocken". — „Ibi Sextum Tarquinium mala libido Lucretiae per vim stuprandae capit." — „Hier entflammt sie das Herz des Sextus." — Werden da noch die literarischen Herren Aehnlichkeitsjäger von einem „Plagiat" sprechen können? Und ist es nicht vielmehr nur charakteristisch für Gottschall's Geschichtskenntniß, daß ihn Situationen, die jeder Sekundaner am Schnürchen hat, nur beiläufig „so bekannt" gemahnen?

Einen zweiten Diebstahl soll derselbe Albert Lindner an Grabbe begangen haben. In Grabbe's „Friedrich Barbarossa" beginnt ein Monolog Heinrich's VI. mit folgenden schwunghaften Versen (Heinrich vergleicht sich und Friedrich Barbarossa mit zwei Gestirnen):

Sie stiegen beide
In fabelhafter Vorzeit Dämmerung
Mit wundervollem Glanz aus Deutschlands Boden
Und stiegen immerdar, Jahrhunderte
Hindurch, bis zu des Aethers letzten Gipfeln,
Ein zweites Paar der Dioskuren —
Nun nahen sie im Scheitelpunkt zusammen
Und Einer muß sich beugen oder muß erlöschen,
Oder beide sich zerstören! —

Deinen Sturm spür' ich, Geschick!
Er weht durch Friedrich's und durch mein Geschlecht.
Wie zwei Kometen treibt er unausweislich
Einander uns entgegen, jeder flammend,
Von Wetterstrahlen und Vulcanen.

In Lindner's Trauerspiel „Stauf und Welf", das denselben geschichtlichen Stoff behandelt, sagt derselbe Heinrich der Löwe:

Ich spür' es nah'n! Den Horizont umzieht
Ein fahler Wetterschein und des Geschicks
Sturmfinger klopft an's Sachsenhaus, an's Haus
Der Ghibellinen: Ein Kometenpaar,
Das weitgeschweift am Nord- und Südenhimmel
Germaniens die stolze Bahn begonnen.
Und bebend sieht die Welt, daß ihre Gleise
Im Scheitelpunkt dies Paar des Grausens werden
Zusammentreiben. Ob sie friedlich dort
Einander kreuzen? Ob der Leiber Prall
Die Welt aus ihren Fugen treibt — wer kündet's?

Und wer kündet, ihr Herren, ob Lindner denn nun nicht wirklich hier eine dichterisch-kühne Original-Metapher Grabbe's heimtückisch entwendet hat? — Ach! schade nur, daß dann Grabbe ebenfalls als Dieb zu bezeichnen wäre, denn im „Don Carlos" lesen wir:

Hier, Roderich, siehst Du zwei feindliche
Gestirne, die im ganzen Lauf der Zeiten
Ein einzigmal in scheitelrechter Bahn
Zerschmetternd sich berühren, dann auf immer
Und ewig auseinandergeh'n.

Der blinde Eifer der Plagiat-Entdecker würde hier Grabbe und Lindner im höchsten Maße beeinträchtigen, wenn er als „Entlehnung" bezeichnen wollte, was nur das gemeinsame Originalprodukt gleichgearteter dichterischer Eingebung ist.

Meister Bodenstedt wird von Niemandem für fähig gehalten werden, fremdes Zugvieh vor seinen Pflug zu spannen. Doch nun lese man den folgenden aus dem „Nachlaß des Mirza-Schaffy" entnommenen Sinnspruch:

Wie Seel' und Leib sind Perl' und Muschel Eins,
Doch ist es eine Einheit nur des Scheins:
Erst wenn gesprengt die Hülle, offenbart
Die Perle ganz den Lichtglanz ihres Seins.

Damit vergleiche man einen früher erschienenen Spruch Hieronymus Lorm's:

Die Muschel muß zerschlagen sein —
Dann glänzt die Perle drinnen.
Muß auch das Herz gebrochen sein,
Eh' Weisheit zu gewinnen?

Ein anderer Spruch von Bodenstedt, ebenfalls aus dem „Nachlaß des Mirza-Schaffy", lautet:

Der predigt von des Lebens Nichtigkeit
Und Jener von des Lebens Wichtigkeit.
Hör' Beides wohl, mein Sohn, und merke Dir:
Halb hat's mit Beiden seine Richtigkeit.

Und ein anderer Spruch von Lorm, ebenfalls früher erschienen, lautet, auch in der Form, ganz ähnlich:

Man giebt der platten Richtigkeit
Des Daseins dumme Wichtigkeit.
Wenn man sich leidlich schlägt hindurch,
Hat Alles seine Richtigkeit.

Die erstangeführte Strophe von Lorm ist in dem Jahrgang 1874 des österreichischen, von Bodenstedt vielleicht gar nicht gelesenen Dichterjahrbuchs: „Die Dioskuren" — die letztangeführte in Lorm's „Gedichten" erschienen, die der Sänger des Mirza-Schaffy, wie ich genau weiß, erst lange nach Veröffentlichung seines neuen Liederbuches gelesen hat.

Bedarf es noch fernerer Proben, um zu beweisen, daß verschiedene literarische Väter gleiche literarische Geschöpfe in die Welt setzen können, ohne daß die Muse des Einen vom Geiste des Andern einen unmittelbar befruchtenden Keim empfangen hat? Wollten sich durch das widersinnige Zetergeschrei der literarischen Aehnlichkeitsjäger unsere Künstler verlocken lassen, nur nach dem zu haschen, „was von Menschen nie gewußt oder nie gedacht ist" — nur das niederzuschreiben, was in der That wegen seiner Absonderlichkeit und schrullenhaften Verknorpelung den Charakter des „nie Dagewesenen" beanspruchen darf — dann werden wir bald nur noch zwei Gattungen von Dichtern kennen: Solche, die angeblich stehlen, und Solche, die uns thatsächlich — gestohlen werden können.

Ein Leipziger Schauspieler kopirte mir einst die Kory-

phäen der deutschen Bühnenkunst, einen Dawison, einen Josef Wagner, einen Emil Devrient in sehr gelungener Weise, und als ich das mit Staunen angehört hatte, trieb mich der Bosheitsteufel, ihm zu sagen: „Jetzt bedaure ich nur, daß Sie in Ihren eigenen Rollen — Original sind!"

So droht das geräuschvolle Inquisitions-Verfahren der Aehnlichkeitshascher in unseren Künstlern eine grillenfängerische Originalitäts-Sehnsucht zu befördern, die ihr wahres Talent — das Talent erquicklicher Nachahmung bedeutender Meister — zu Grunde richtet.

Modernste Frühlingslieder.

Ein literarischer Freund kam kürzlich zu mir und stammelte schüchtern: „Ich möchte Ihnen gern einige prosaische Schriften zeigen."

„Sind auch Gedichte darunter?" war meine Entgegnung. . . .

Mein Freund steht nämlich in allen seinen schriftstellerischen Bestrebungen auf dem Boden der Gegenwart, — und wer also mit wachsamer Sorgfalt die Moderichtung der Zeit beobachtet hat, wird das scheinbare Paradoxon verständlich finden.

Wir haben Romane — zur Verherrlichung der Fabrikarbeit. Wir haben Novellen — mit nationalökonomischer Moral. Wir haben Idyllendichter, die den kastalischen Begeisterungsquell — in den Schlammstrudeln der Dorfstraße suchen. Wir besitzen Dichtungen zum Preise des — Nationalliberalismus. Wir haben Lyriker, die — Verwaltungsräthe sind. Wir haben Dramatiker, die ihre literarischen „Verdienste" und den „Werth" ihrer Schöpfungen nach —

Thalern und Silbergroschen abschätzen. Wir haben Kritiker, die eine Abschrift der verpfuschten Wirklichkeit mit allen den dazu gehörigen Klecksen und Schnörkeln für „Realismus" halten. Wir haben endlich Literarhistoriker, die den stoffdurstigen Romanschriftstellern den Rath gaben, die Kesselflicker bei der Ausübung ihrer Berufsthätigkeit zu belauschen, . . . und wir haben, ja wir haben Poeten, die solchen Rathschlägen wirklich folgen.

Ueberall finden wir die Fußtapfen eines erstaunlich praktischen Jahrhunderts: „Morgens zur Canzlei mit Akten, Abends auf den Helicon", ist der Lebensgang vieler moderner Literaturgrößen — und Diejenigen, die eine Ausnahme machen, sind es vielleicht nur deswegen im Stande, weil sie es im Laufe der Jahre glücklich zu einem absatzfähigen Poesiegeschäft gebracht haben — weil sie, wie Berthold Auerbach von sich eingesteht, das Dichten „unter dem Gesichtspunkt der Berufspflicht" betrachten! Wir sind eben unmäßig mäßig in unsern Lebensanschauungen. Berauscht sind wir von — Nüchternheit, wie eine geistvolle Wendung Geibels lautet, und das Kühnste und Phantasiereichste, was von vielen Heutigen erdichtet wurde, ist: daß sie Dichter sind.

Begreiflich ist es unter solchen Umständen, wenn ein Alfred Dove dem neunzehnten Jahrhundert „platterdings" allen Beruf für reine Poesie abspricht. Ein lehrreiches Buch über Düngungsmittel — Otto Banck versichert es uns —

hat mehr Erfolgchancen als der schönste lyrische Gedichtband. Eine Zeitschrift über die Geheimnisse des Bierbrauens findet unendlich mehr Anklang und Verbreitung als ein Organ zur Pflege des idealen Sinns. „Der deutsche Parnaß" — das traurige Wort Müllner's verkündet die Wahrheit — „ist noch immer der einzige Berg ohne alle Aussicht!"

Unbegreiflich aber ist es, daß in diesem Deutschland jeder neue Lenz trotz alledem und alledem eine Schaar von blonden Träumern mit dichterisch-gläubiger Naturfreude erfüllt und heute wie ehemals die knospende Sehnsucht des Herzens zu farbigen Gesängen wachküßt. Wenn die Lieder, die regelmäßig, „sobald die ersten Lerchen schwirren" den Einsiedlern in unserer Gesellschaftswüste sich entringen, — wenn diese Lieder dem praktischen Zuhörer mehr „wunderbar" als „schön" vorkommen, so ist das selbstverständlich. Die himmelslustigen-mondscheinduftigen, abendsonnigen-labendwonnigen Reimergüsse so harmloser Gemüther bespötteln natürlich unsere modernen Culturmenschen mit unvergleichlicher Ueberlegenheit, und daß es wirklich noch Deutsche giebt, die sich bisweilen mehr für die grünen Blätter als für die rosigsten Courszettel, mehr für das Zwitschern der Vögel als für das Gackern der Leitartikel interessiren, findet sowohl der alte Meyer wie der junge Cohn, findet Becker und findet Schmidt grenzenlos lächerlich.

Aber der Lebende hat Recht, — und soll daher die Frühlingslyrik dem Interesse der Zeitgenossen wieder nahe gebracht werden, so ist eine gründliche Reorganisation erforderlich. Mögen die folgenden Mustervorlagen dem großen Zweck dienlich sein.

Es ist z. B. Gewohnheit, mit dem Lenz lauter Liebesinnigkeit und weltumspannende Friedensgedanken zu verbinden. Nun schön, wer wollte den Dichtern die Freude nicht gönnen? Nur vergesse man ja nicht, durch eifrigen Hinblick auf die thatsächlich vorliegenden Verhältnisse den Pflichten der Lebenstreue, den Forderungen des Realismus zu genügen — man bringe der Actualität das pflichtgemäße Sühnopfer — man strebe danach, durch geschickt eingestreute Zwischenbemerkungen den Ueberschwang der Empfindung auszugleichen. Also etwa so:

Und herrlich ist die Flur erwacht,
Und alle Knospen sprangen. —
(In Dingsda ist der Bierkrawall
Von neuem losgegangen.)

Der Lenz entfaltet weit und breit
Sein friedenvolles Schaffen.
(Mac Mahon ist nach Tours gereist
Und prüft die neuen Waffen.)

Wie blaut herab vom Himmelsdom
Ein Gruß der ew'gen Liebe.
(Im letzten Meeting zu Berlin
Gab's wieder blut'ge Hiebe!)

Versöhnung strahlt der Sonnenglanz
In jedes Herz hernieder.
(Im schönen Spanien sind entbrannt
Die Bürgerkriege wieder.)

Welch' heil'ges Weben weit und breit,
Welch sabbathliches Walten!
(Es droht bereits auf Chiwa's Flur
Ein neues Schädelspalten.)

In Waldesruhe lauscht das Herz
Dem heitern Liederschalle.
(Aus allen Ecken hört man nur
Excesse und Krawalle.)

Das ist doch noch Wahrheit — da kann uns doch Niemand den Vorwurf überzärtlicher Schönpinselei machen — da trägt doch wahrlich jede Strophe den frappant getroffenen Januskopf des „Modernen". Da werden die gestrengsten Richter der Zeit, Meyer und Cohn, Becker und Schmidt, befriedigt sein.

Nehmen wir ferner die Empfindungen, die unsere Lyriker bei der Betrachtung der Natur haben. Da wird von Völkerfrühling und Weltliebe und Herzensglück und trunkener Gottergebung und tausend andern Dingen gesprochen, die keinem praktischen Menschen heutzutage beim Anblick eines knospenden Waldes oder einer grünenden Wiese in den Sinn kommen. Man darf doch aber wohl verlangen, daß wir unsere Empfindungen im Gedicht wieder finden. Hier, Ihr Poeten, „spanne sich des Fleißes Nerve"

und damit Ihr nicht fehlgreift, haltet Euch an folgende Muster:

1. Morgenwanderung.

Es blühn die weiten Felder
Im ersten Frühlingswehn:
Wann werden meine Actien
Wohl auch in Blüte stehn?

Es steigt die frohe Lerche
In's luftige Revier:
Ihr Course meiner Papiere,
O sagt, wann steigt auch Ihr?

2. Zugstück.

Es ziehn die goldnen Wolken
Vorüber in der Luft,
Es zieht in alle Gemüther
Der mächtige Lenzesduft.

Es zieht in Dichterherzen
Der Morgensonnenschein.
Es zieht der gesteigerte Miether
In neue Wohnungen ein.

Es zieh'n die Wandervögel
In Schaaren zu uns her:
Ach, nur der Gründungsschwindel
Zieht leider gar nicht mehr.

3. Abendsehnen.

Es leuchtet die Abendsonne
Hin über das weite Thal:
Sie sendet goldig nieder
Den schönsten Abschiedsstrahl.

Der Mensch sieht auf voll Wehmuth
Zum ew'gen Firmament:
„O Gold der Abendsonne,
Wer Dich versilbern könnt'!"

Das sind die Gefühle, die wir der Natur gegenüber haben, und für diese sollen unsere Lyriker die entsprechenden Töne finden.

Viel läßt sich auch durch Modernisirung klassischer Beispiele erreichen. Etwa in folgender Richtung:

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und Nichts zu gründen —
Das war mein Sinn.

Oder:

Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute.
Bringt die Bank nicht viel Profit,
Mach' ich nächstens pleite.

Auch die Hineinziehung des Culturkampfes ist nicht „ohne". Etwa so:

Bischofs Abendlied.

Im Dome St. Peter
Ist Ruh.
Von Fluch und Gezeter
Höreſt Du
Kaum einen Hauch:
Die Bischöfe ruhn in der Zelle.
Warte nur: Schnelle
Setzt man Dich auch!

Mir scheint, diese Muster werden genügen. — Vergebens haben die Romantiker ihr Hirn erhitzt, um die Vereinigung von Poesie und Leben zu erreichen. Den Modernen ist des Räthsels Lösung leicht geworden: Nimmt man das rohe Leben mit Stumpf und Stiel in die Dichtung hinüber — und unsere „modernen Frühlingslieder" können hier als Vorbild betrachtet werden, — so ist die Aufgabe auf einem Wege gelöst, an den kein Romantiker — das möcht' ich beschwören — jemals gedacht hat.

Literarische Randbemerkungen.

Die Satiriker lachen, wie die koketten Frauen: Um ihre Zähne zu zeigen.

Wer, wie der Mond, Licht verbreiten will, muß sich auch, wie der Mond, gefallen lassen, daß ihn alle Hunde anbellen.

Das Lob der Edlen zu verschmähen ist ebenso eitel, wie den Beifall der Niederen zu suchen.

Schriftsteller, die uns selbstgefällig versichern, daß sie nur zu ihrem Vergnügen schreiben, die schreiben gewöhnlich auch wirklich nur zu ihrem Vergnügen.

Wer in der Kunst allezeit schnell fertig ist, bleibt ewig ein Anfänger.

Der naturwüchsig Talentvolle verhält sich zum bloßen Meister der Routine, wie der Aristokrat zum Parvenu.

Es giebt moderne Epiker, die mit Homer Nichts weiter gemein haben, als daß auch sie — zuweilen schlummern.

Den poetischen Phrasenhelden, soviel Worte ihnen auch zu Gebote stehen, fehlt gleichwohl immer ein rechter Ausdruck.

Auch die Satire muß in der Kritik mit Maß angewandt werden: Erscheint überall der Tadel lustig, so erscheint der Kritiker leichtlich tadellustig.

Den gedankenlosen Lustigmachern, die den Spaß wohl nur Spaßes halber lieben, kann man mit Recht nachsagen: „Sie lebten zum Gelächter der Menschen."

Vom Geist und Witz gilt dasselbe, was Johnson von gewissen weiblichen Schönheiten gesagt hat: Es ist mir angenehm, wenn ich sie sehe, aber es ist mir unangenehm, wenn man sie mir zeigt."

Das heutige Publikum liest mehr Literaturgeschichte als Literatur — statt zu essen, studirt es die Speisekarte.

Auf Deutschlands geistigen Schlachtfeldern haben wir mehr Feldherren, als Soldaten.

Wer sich an Viele wenden will, sollte „Bücher für — Nichtleser" schreiben.

Der Pegasus ist heutzutage das Pferd, das am wenigsten — abwirft.

Unsre vornehme Welt findet zum Bücherlesen keine Zeit, weil sie so unendlich viel mit der Erledigung des nothwendigsten — Müßiggangs zu thun hat.

Die Reklame ist für das Talent, was das Schwefelholz für die Kerze ist.

Es ist kein Wunder, daß die Kritik in ihrem Tadel oft gleichförmig ist: Die Schaffenden sind eben selbst in ihren Fehlern selten Originale.

Manche modernen Kritiker haben von der Göttin der Gerechtigkeit nur die Blindheit.

„Tadle nicht, mach's besser!" ist eine Forderung, die man im literarischen Meinungsstreit höchstens dem Kritiker eines Kritikers entgegenhalten sollte.

Ein Dichter, der seine Originalität gemerkt hat, hört gewöhnlich auf, Original zu sein, und wird ein Nachahmer — seiner selbst.

Gute Uebersetzungen kann nur der würdigen, der sie nicht nöthig hat.

Gewisse Schriftsteller werden mit vollem Recht erst nach ihrem Tode anerkannt, denn sie haben kein andres Verdienst um die Literatur, als daß sie gelegentlich gestorben sind.

Auf einen Wechsel der Gesinnung folgt meist geschwind der Verfalltag der Redlichkeit.

Nur weil heutzutage über jede literarische Erscheinung, fast noch bevor die Druckerschwärze getrocknet, ein Erzeugniß der Kritik unter der Presse ist, sind so häufig die Erzeugnisse der Presse unter der Kritik.

Die Don Quixote der Zeitungspolemik bauen sich oft selbst die Windmühlen erst auf, gegen welche sie zu Felde ziehen.

Auch die „Germania" kann behaupten, daß sie zur Verbreitung des Lichtes dient: Die Berliner Mägde benutzen sie zum Fensterreinigen.

Die Börsenzeitungen haben sich eine eigne Abart der Preßfreiheit erobert: Die Erpreßfreiheit.

Die Journale gleichen den Luftballons: Je mehr Wind gemacht wird, um so rascher kommen sie in die Höhe.

Es giebt bei uns zwei Sorten von schlechten Kritikern: Die Einen können kein Buch lesen, ohne eine Kritik darüber zu schreiben — die andern können wieder jede Kritik schreiben, ohne das Buch gelesen zu haben.

Wie viele Schriftsteller werden zu ihrem Schaffen nicht durch eine innere Nöthigung getrieben, sondern nur durch eine äußere Noth!

Besser, man erzählt alte Geschichten, die ewig neu bleiben, als neue Geschichten, die niemals alt werden.

Es giebt Standpunkte, die man unverrückt nicht festhalten kann.

Die Steinwürfe, welche unsre Epigonen gegen klassische Meisterwerke richten, fallen in's Wasser, ohne Kreise zu ziehen.

Sieht man, wie im Gegensatz zu den Stürmern und Drängern früherer Epochen heutzutage schon die Jugendlichen mit weisem Ebenmaß in die Literatur treten, so denkt man vielleicht: Hier ist keine Gährung, weil keine trüben Elemente da sind! — Aber weitgefehlt! Hier ist oft blos keine Gährung, weil .. kein Wein da ist. Hinter der gelassenen Ruhe versteckt sich die Mittelmäßigkeit — vom reinsten Wasser.

Das Normalweib.

Durch eine höchst absonderliche Kritik über Gustav Freytag, die dem Herausgeber der „Gegenwart“ zu einem seiner lustigsten Artikel den Stoff gab, hat sich bei literarischen Feinschmeckern eine Berliner Schriftstellerin bekannt gemacht, von der man sonst schwerlich etwas gehört hätte: Frau Maria Gayette-Georgens. Die erwähnte Kritik gegen Freytag, die geradezu vernichtend war — für ihre Verfasserin, erschien zuerst in einer von Frau Gayette verheimlichten Wochenschrift: „Auf der Höhe“, von der ich vermuthe, daß sie noch existirt: Denn sie wird nirgends gesehen, und das war stets ihre Haupteigenthümlichkeit. Wie Paul Wislicenus in Leipzig, so war nämlich auch Frau Marie Gayette ganz die geeignete Persönlichkeit, um ein Zeitungsunternehmen in Flor zu bringen, — d. h. in . . Trauerflor. Und bald setzte sich ein Schriftsteller, wenn er der würdigen Dame einen Aufsatz zum Abdrucken übergab, der Gefahr aus, wegen „versuchter Hehlerei“ verfolgt zu werden. Ja, ihr und ihrem Herrn Gemahl,

dem Mitbegründer der Zeitschrift, konnte in kurzer Frist ein Freund des Hauses frei nach Heine den Stammbuchvers widmen:

Sie haben am Ende aus kindischer Lust
Den Einfall bekommen, ein Blatt zu gründen;
Und haben es so zu verlegen gewußt,
Daß wir es nimmermehr wiederfinden.

Um so mehr machte Frau Gayette durch ihre „Literarisch-artistische Gesellschaft" von sich reden, wo allerhand Hocuspocus getrieben wurde. Heiterkeit erregte seiner Zeit besonders das Preisausschreiben für die beste Antwort (!) auf Heine's Frühlingslied: „Leise zieht durch mein Gemüth" u. s. w. — und nicht minder hervorragend waren die Liebhabereien, welche Freytag's Recensentin im Gebrauch der Fremdwörter an den Tag legte. Selbst Anna Löhn, obwohl sie Apollo krampfhaft mit pp schreibt und einen Arzt das „Kriterium" einer Krankheit anstellen läßt, wo ihr etwas von Diagnose schwant — selbst Anna Löhn ist an Sprachkenntnissen hinter Frau Gayette zurückgeblieben.

Man kann sich hiernach leicht vorstellen, wie durch die vor geraumer Zeit aufgetauchte Nachricht, daß die berühmte Schriftstellerin ein Drama: „Das Normalweib", beendigt hätte, die öffentliche Neugier erregt wurde.

Da ich jedoch leider mich des Wohlwollens der Literarisch-Artistischen nicht zu erfreuen habe, so hat sie mir schon vor dem Druck die erste Scene des Dramas zugefügt. Ich

mache nur von dem Recht der Wiedervergeltung Gebrauch, wenn ich dieses normalweibliche Bruchstück mittheile.

Hier ist es:

Ort der Handlung: Auf der Höhe.

Frau Gayette-Georgens.

(Hält, wie immer einen Monolog.)

Habe nun, ach! Orthographie
Und Fremdwörter-Lexika studirt,
Und doch verweigern die Kritici
Den Lorbeer, der meinem Haupt gebührt.
Wie kann durch Geist ich importiren,
Wenn Alle mich öffentlich plombiren?
Wie kann ich je Barrière machen,
Wenn Alle im Chorus mich verlachen,
Wenn alle verketzern meinen Jargon,
Ganz ohne jede sans façon?
Zwar strahlt mein Geist wie ein lichter Maitag,
Ich charakterisire den Stil von Freytag,
Auch weiß man längst, daß ich „auf der Höhe"
Des höheren und höchsten Blödsinns stehe;
Was irgendwie sophistisch-barbarisch,
Verbess'r' ich „artistisch-literarisch",
Und mit verzücktem Himmelsblicke
Ruf' ich hundertmal täglich: Clique! Clique!
Auch bin ich ernstlich und ohne „Sophismus" —
Ein Klassiker des Dilettantismus.

Und doch „vermeubelt" mich Jeder, Jeder!
Eröffn' ich z. B. auf Heine's Feder
Gelegentlich einen Wettenreim,
Bespöttelt mich Julius Stettenheim.
Und halt' ich auch diesen satirischen Wind aus,
Was mach' ich gegen die Pfeile Paul Lindau's?
Und wenn selbst die „Gegenwart" abgethan ist,
So trifft mich der Witz von Schmidt-Cabanis,
Und entrinn' ich diesen auch allzumal,
So fängt mich — Oskar Blumenthal!
Auf die Dauer wird das höchst unangenehm —
Denn Cotta cavat lapidem.
Ich höre die Stimme, die innen rief,
Kant's kategorischen Vocativ!
Ich will mich rächen — es kann nicht so bleiben —
Ich werde (errzitttterrt!!) — ein Drama schreiben!

Guste (tritt ein).

Madame, Sie verjessen ja 't Abendbrod.
— (Wie die heute aussieht. Ik schrei' mir dot.)

Frau Gayette.

Mit leerem Magen schreibt man piquanter,
Denn plenus venter non studet libenter.

Guste.

Det jloob' ich! Doch wird unterdessen der Thee kalt.

(Es klingelt.)

Et bimmelt!

Frau Gayette.

Wer ruft mir?

Guste.

Frau Fanny Lewald!

Frau Gayette (zu Guste).

Dann kannst Du den Thee gleich ein bischen verwässern.
— Ein Prischen gefällig, Frau Professer'n?

Frau Fanny Lewald.

Nein, danke! Das brächte den Augen Gefahr,
Und ich leide — Sie wissen's — schon lange am Stahr.
Doch wie geht's? Und hat Ihr Genie sich gekräftigt?

Frau Gayette.

Jetzt bin ich mit einem Drama beschäftigt.

Frau Fanny Lewald.

Wahrhaftig? . . . Nun, Zeus, Jehova, Brama,
Beschützt, beschirmt Mariechens Drama.
Und seid auch ihr nicht im Urtheil zu bullrich,
O Friedrich Adami und Titus Ulrich!

Frau Gayette.

Ach ja, mein Ulrich, mein Adami,
Verzeiht mir stilistische lapsus salami!

Frau Fanny Lewald.

Und sprich nun, was ist des Dramas Kern?

Frau Gayette.

Es richtet sich gegen der Schöpfung Herrn!
Es soll darinnen sein zu schauen
Die ganze Emancipation der Frauen.
Die Heldin muß erst in der Schule agiren —

Frau Fanny Lewald.

Und dort mit heiligem Eifer studiren,
Was „Für und wider die Frauen" ich schrieb.

Frau Gayette.

Und wenn sie dann noch am Leben blieb,
So führ' ich sie „mit bedächt'ger Schnelle"
Durch des Ehestands Fegefeuer und Hölle.

Frau Fanny Lewald.

Dann lassen wir sie Volksküchen gründen —

Frau Gayette.

Und mit Lina Morgenstern sich verbinden.

Frau Fanny Lewald.

Auch muß sie verwundete Krieger pflegen —

Frau Gayette.

Schon des Sidonien-Ordens wegen!

Frau Fanny Lewald.

Und wird ihr Haar auch langsam grau,
Ihr Strumpf, nicht wahr, bleibt stets —

Frau Gayette.

So blau!

Frau Fanny Lewald.

Und hat sie dann noch Lebenskraft
Und zeigte sie sich zähe,
So winkt zur Mitarbeiterschaft
Die Zeitschrift: „Auf der Höhe."

Frau Gayette.

Jedoch, daß auch im Titel ich,
Wie immer, Original bleib',
So trägt mein Stück — bewundre mich! —
Den Titel:

Beide (mit Enthusiasmus).

„Das Normalweib!"

(Der Vorhang fällt, die Dichterinnen bleiben stehen.)

Ein Rundgang im deutschen Citirgarten.

Daß nirgendwo so viel citirt wird, als in Deutschland, ist eine unbestrittene Beobachtung. Ein flüchtiger Blick in Georg Büchmann's Sammlung der „geflügelten Worte" beweist zur Genüge, daß der Effektivbestand unserer landesüblichen Lieblingscitate bereits bis zu einem Fond angewachsen ist, der dem Unverständigen Ehrfurcht, dem Verständigen eh'r Furcht einflößen wird.

Man hat häufig auch diesen Citatenschatz den bekannten „unveräußerlichen Besitzthümern" der Nation beigezählt. Man hat unsern durchschnittlichen Bildungsgrad mit Lob beträufelt, weil wir einen so wohlgefüllten Marstall von Parade-Aussprüchen besitzen, die allezeit zum Vorreiten gesattelt stehen; und die seit längerer Zeit nicht mehr unbekannte Phrase über unser außerordentliches „Aneignungsvermögen" erscholl oft zur Freude derer, die ihre paar Gedanken wohl noch in Citatenform aus aller Herren Ländern zusammenbetteln müssen.

Ich gestehe aber, daß mir unsere überlegene Fertigkeit auf dem Gebiet der internationalen Gedankenanleihen

keineswegs sonderlich imponirt. Ich habe mich niemals des Argwohns erwehren können, daß wir unser famoses Aneignungsvermögen vielleicht nur dem Mangel — an eigenem Vermögen verdanken dürften. Und sicherlich wird man mir in manchen Punkten beipflichten, wenn ich hier einmal sans gêne Einiges ausschütte, was ich so gegen unseren tiefinnerlichen Citatendrang auf dem Herzen habe.

Bei den Meisten entspringt das urkräftige Behagen am Citiren lediglich dem eigenthümlich deutschen Stammesbedürfniß, sich, wo es irgend möglich ist, einem geehrten Vorredner anzuschließen. Den Muth, mit einer selbstständigen Meinung auf dem Kriegsschauplatz der täglichen Discussion zu erscheinen, haben nur Wenige, aber festspurig und mit allem Nachdruck in die Fußtapfen eines Anderen einzutreten, zumal wenn dieser Andere ein Zunftgenosse der Unsterblichen ist, darin besitzen Viele eine ganz erstaunliche Behendigkeit und Entschlossenheit.

Auch auf der Bühne des Lebens sind die meisten Schauspieler an einen Souffleur gewöhnt.

Wie das Insekt im Bernstein, so haften gewisse im Citat gleichsam fossil gewordene Gelegenheitsäußerungen auserlesener Geister im Gedächtniß der Menge. Citate sind für die Lebensanschauung Vieler die unerschütterlichen Grund-Vesten, die jedem Ansturm der Logik, allen reformatorischen Versuchen der kräftigsten Beredtsamkeit Trotz bieten und desto klarer ihre plumpe Unbeweglichkeit beweisen, je unge-

duldiger Du an ihnen rüttelst. Was helfen Dir Deine Vernunftgründe? Ich schmettere Dir mit der ganzen mir zu Gebote stehenden Lungenkraft ein Citat entgegen, und Du bist besiegt, denn Du kannst doch unmöglich gescheidter sein wollen, als Schiller oder Lessing!

Auf diese Weise benutzt so Mancher die in seinem Gedächtnißschrank aufgeschichteten Sentenzen als ein bequemes und stets anwendbares Gedanken-Surrogat. Denn einen Zweifel an der Unfehlbarkeit des „geflügelten" Ausspruchs, ein Bedenken gegen die Berechtigung des Autoritäten-Götzendienstes — welcher normal angelegte Indogermane dürfte sich das wohl erlauben? Und übrigens haben sich auch die Citatenjäger vom gewöhnlichen Schlag Lieblingssentenzen auserkoren, deren platte Selbstverständlichkeit ebenso unanfechtbar ist, wie etwa die von den Mathematikern mit einer gewissen Uebereinstimmung geäußerte Ansicht, daß zwei Größen, die einer dritten gleich sind, auch unter einander gleich sein müssen! Es ist eine merkwürdige Wahrheit, daß gerade die größten Trivialitäten mit unverwüstlichem Feuereifer citirt und wieder citirt werden. Aus dem Macbeth wird kein Vers so häufig angeführt, wie der Ausspruch:

„Geschehʼne Dinge sind nicht mehr zu ändern!"

eine Beobachtung, die bereits ein weiser Semit nicht minder schlagend in das Dictum zusammengefaßt hat: „Für's Gewesene giebt der Jude Nichts!" — Hamlet's nicht eben gedankenvolles oder vielsagendes Wort:

„Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich Eure Schulweisheit Nichts träumen läßt, Horatio!"

ist als Citat haften geblieben, während die von einem dämonischen Tiefsinn zeugenden Betrachtungen des Dänenprinzen über Welt und Leben für den Citatenschatz der Masse Nichts abgeworfen haben.

„Die Tugend", die „kein leerer Wahn" ist, wird lasterhaft von allen Gouvernanten zu Tode gehetzt, obwohl die Bemerkung außerhalb des Zusammenhanges der Strophe erschreckend geistleer ist — und in die Ewigkeit pilgern die Schlußverse der „Braut von Messina":

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld" —

Verse, die durchaus nicht an einer Ueberfracht von Gedanken leiden und nebenbei noch in ihrer unlogischen Gegenüberstellung an den berühmten Bruder erinnern, der die „Flöte spielte".

So ließen sich noch viele unvergängliche Weisheitsworte von ähnlicher Art anführen — Gedanken-Blitze, die kaum blenden, geschweige denn erwärmen können, aber doch merkwürdig eingeschlagen haben.

Der Boshafte könnte auch hier die Neigung der Menschen erkennen, hervorragenden Geistern nur das Schlechteste nachzusagen.

Doch ist diese Spielart der Citatkrankheit immer noch

eine gewissermaßen harmlose! Wenn es nun einmal dem Fräulein X. oder dem Herrn Y. eine besondere Herzensfreude und Genugthuung bereitet, Wahrheiten, wie die oben angeführten, durch „klassische Zeugen" beglaubigt zu finden, so liegt in der That keine Veranlassung vor, Fräulein X. und besagten Herrn Y. in dieser Privatliebhaberei zu stören. Ungleich schlimmer ist es, wenn in dem zähen Gedächtniß der Nationen sich Aussprüche festwurzeln, die der kühlen und unbefangenen Prüfung nicht Stich halten und sich genau betrachtet als schielende Halbwahrheiten darstellen. Solche Halbwahrheiten aber bietet unser Citatenschatz die schwere Menge. Und in der That, kein Einsichtsvoller mag darüber erstaunen. Ist doch selbst auf den einfachsten Begriffsgebieten Nichts schwieriger, als die Formulirung eines wirklich unanfechtbaren, das heißt gedanklich lückenlosen, allgemeinen Ausspruchs. Eine Reihe von verwirrend heandrängenden Einzelbeobachtungen mit logischer Herrschergewalt zu einem korrekten Gesammturtheil zu vereinigen und sodann dies Urtheil in eine knappe, gemeinfaßliche und den Gedanken erschöpfende Sentenz zuzuspitzen — das ist selbst für die besten Köpfe eine dornenvolle Aufgabe und gelingt eben nicht allzu häufig.

Wie viel weniger ist zu erwarten, daß man in den zahllosen landläufigen Kern-Citaten, die zumeist noch obenein ihrem natürlichen originalgetreuen Zusammenhang entrissen sind, immer wirklich gesunde, kräftig gebaute Geistes-

kinder vor sich hat. Aber als Citat — und das ist ja das Beklagenswerthe — wandert auch die Halbwahrheit weiter und weiter, wie eine falsche Münze von Hand zu Hand wandert. Die so plausiblen, mundgerechten, leichtflüssigen Aussprüche werden, weil man sie oft hört, schließlich zu Glaubensartikeln und stellen sich geradezu hemmend und abwehrend dem freien gedanklichen Wachsthum entgegen. Hier beginnt die gemeinschädliche Wirksamkeit des Citatenglaubens. Und ich möchte daher die Ansicht aussprechen, daß eine gewissenhafte Revision unseres Sentenzvorraths eine Hauptaufgabe der geistigen Pädagogik ist, und daß allmälig die Errichtung einer literarischen Alterversorgungsanstalt für hinfällig gewordene Sprüchwörter und sprüchwortähnliche Gemeinplätze, gleichsam die Gründung eines Vereins gegen „Citirquälerei", ein unabweisbares Zeitbedürfniß geworden ist. Man gestatte mir, nur wenige solcher für das Siechenhaus reifen Citatengreise hier vorzustellen.

Wie oft ist es mir zum Beispiel widerfahren, wenn ich mit aller Heißblütigkeit und dem jugendlichen Pathos eines Marquis Posa für irgend eine Neuerung plaidirt habe — wie oft geschah es mir dann, daß mir ein ergrauter Pfiffikus zur Antwort gab: „Das ist Alles recht hübsch, Verehrtester! Aber Sie vergessen blos das Eine" — und die nun folgenden Worte wurden gewöhnlich mit dem bekannten gelehrten Blick über die Brille begleitet —, „Sie vergessen:

„Usus est tyrannus!

Der Brauch ist der Herrscher der Welt!"

Dieses uns bis zum Ueberdruß vorgekaute Dictum ist Nichts mehr und Nichts weniger, als eine Vertheidigung des Schlendrians auf allen Gebieten und könnte am besten, wenn man ein Gegencitat anwenden will, durch das Motto der Schiller'schen Räuber:

„In tyrannos!
Auf, stürzt die Tyrannen!"

beantwortet werden. Welchen Respekt soll man vor einem „Tyrannen" haben, der so leicht von seines Gleichen depossedirt werden kann? Denn der Brauch von heute entthront rücksichtslos den Brauch von gestern und wer den augenblicklichen Thronsassen allzeit das Knie beugt, kann sich endlich nur in Einem treu sein: In der Untreue.

Am häufigsten wird übrigens der unselige Satz, der als Schild und Wappenspruch des altadeligen Geschlechts der Gewohnheitsmenschen in hohem Ansehen steht, in Bezug auf sprachliche Fragen angewandt. Und doch ist er auf diesem Gebiete genau ebenso unberechtigt, wie auf jedem andern. Der einigermaßen feinhörige Beobachter des gegenwärtigen Schriftthums wird mir einwendungslos zugestehen, daß sich unsere so edle deutsche Sprache in einem Stadium des Verfalls befindet. Aller Grammatik und sprachgeschichtlichen Entwickelung zum Hohn haben sich Verlotterungen eingebürgert, die das Schmerzlichste erwarten lassen, und das allgemeine Sprachgefühl ist ein so stumpfes,

daß in diesem Punkt selbst viele sonst Hochgebildete geworden sind wie die Kinder, die nicht unterscheiden können, was gut und schlecht. Wenn uns nun bei jeder Bemühung, das einzig Richtige und sprachgeschichtlich Begründete wieder einzuführen, ein „Usus est tyrannus!“ entgegenposaunt wird, so möchte ich mir nur die unterthänigste Frage erlauben, welche Möglichkeit dann offen gelassen ist, um der von Tag zu Tag bedrohlicher anwachsenden Verderbniß ein Ziel zu setzen? Und welches Mittel uns bleibt, um wieder dem Mahnspruch Herder's Geltung zu verschaffen:

Rede deutsch, o Du Deutscher! Sei kein Künstler
In Geberden und Sitten. Deine Worte
Sei'n wie Thaten — wie unerschütterliche
Felsen der Wahrheit!

Man befreie sich also von dem so abgenutzten lateinischen Citat, und wenn man durchaus das tiefgefühlte Bedürfniß hat, über den „Brauch“ Etwas zu citiren, so halte man sich lieber an den trefflichen Ausspruch Hamlet's, daß es manchen Brauch gibt, „von dem der Bruch mehr ehrt, als die Befolgung!“

Eine zweite lateinische Lieblingssentenz, die mich ebenfalls von jeher entsetzlich geärgert hat, ist:

„De mortuis nil nisi bene!“

Wenn dieser Satz wirklich eine Berechtigung hätte, wenn Jemand blos zu sterben brauchte, um des Lobes der Nachwelt gewiß zu sein, so würden geschichtliche Kritik und

Literaturwissenschaft offenbar auch am besten thun, sich begraben zu lassen! Die Pietät kann von uns nur verlangen, daß wir an dem frischen Grabe den Tadel verschweigen — sie kann aber nicht fordern, daß wir das Lob erheucheln. Und so hat denn auch der Ausspruch schon längst den Widerspruch der Denkenden sehr lebhaft hervorgerufen. Arthur Schopenhauer zum Beispiel fragt: „Wozu, um die Todten zu ehren, die Lebenden — belügen?“ — und ein französisches Sprüchwort meint satirisch genug: „Il ment comme une épitaphe!“ Wenn es aber noch damit sein Bewenden hätte, daß unsere liebeswürdigen Nekrologschreiber die Gestorbenen zu gut behandeln! Gewöhnlich aber ist die nächste Folge davon, daß die in frischer Kraft noch blühenden Lebendigen zu schlecht behandelt werden. Schon Lessing rief aus:

„Du lobst nur Todte, Vax? Um Deines Lobes wegen
Hab' ich blutwenig Lust, mich schon in's Grab zu legen!“

Und Ernst Eckstein macht dieselbe Beobachtung, wenn er in seiner vortrefflichen „Venus Urania“ seufzt:

„Auch Schiller darf das Stärkste sich erlauben ...
Und feiernd senkt der Tadler sein Geschoß —
Denn längst schon starb der größte aller Schwaben,
Ich aber, leider! bin noch nicht begraben!!“

Diese aufs Gerathewohl angeführten Zeugnisse werden zur Genüge beweisen, wie oft das Dictum angefochten wurde. Und doch gelang es noch nicht, ihm seine Citat-

kraft zu entringen. Gern würde ich, der eignen Lehre des Satzes gemäß, ihm nur Gutes nachsagen, wenn man sich endlich entschließen könnte, ihn wirklich — zu den Todten zu werfen! —

Unser wackerer, männlich-herber G. A. Bürger, dem Nichts ferner lag als eine Vertheidigung der zartnervigen Empfindlichkeit, hat unabsichtlich ein großes Unheil angerichtet mit seinen Versen:

Wenn Dich die Lästerzunge sticht,
So laß Dir dies zum Troste sagen:
Es sind die schlecht'sten Früchte nicht,
Woran die Wespen nagen!

Wer jemals die qualvolle Pflicht gehabt hat, eine tadelnde Kritik zu schreiben, wird die Erfahrung gemacht haben, daß die von Bürger so handlich und kunstfertig geschmiedete epigrammatische Waffe ein zweischneidiges Messer ist: Jeder Getadelte glaubt nun aus der bloßen Thatsache, daß an ihm eine „Wespe" nagt, die beruhigende Folgerung ziehen zu können, daß er nicht zu den „schlecht'sten Früchten" gehört.

Auch die Bürger'schen Verse gehören nachgerade in's Siechenhaus! Sie sind nicht mehr — gesund.

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem an sich sehr treffenden Satz:

„Das Bessere ist der Feind des Guten!"

Unter Berufung auf diesen Ausspruch glauben nämlich

Viele aus jedem Vorschlag zum Bessermachen die Bemerkung herauszuhorchen, daß das, was sie wirklich leisten, „das Gute" ist — während es sich doch in den meisten Fällen nicht um das Bessere im Gegensatz zum Guten, sondern um das Gute im Gegensatz zum Schlechten handelt:

Sie übersehen in stolzem Muth
Die wahren Gattungen! Schlecht und gut!

sagt Grillparzer, und trifft damit den Kern.

Durch das scheinbar sehr harmlose und ehrenfeste Sprüchwort:

„Ehre dem Ehre gebührt!"

glaubt sich jeder Pfahlbürger autorisirt, allen weit über ihm Stehenden den Zoll seiner Anerkennung widmen zu dürfen. Gerade bevorzugten Genies aber werden diese Lobesäußerungen des geistigen Plebejergeschlechtes peinvoll und überdrießlich erscheinen. Viele haben sich in diesem Sinne ausgesprochen. So sagt Logau:

Wer Andere loben will, muß selber löblich sein,
Sonst kommt das Loben leicht mit Schänden überein!

Lessing bemerkt bitter genug:

Du schmähst mich hinterrücks? Das soll mich wenig kränken!
Du lobst mich in's Gesicht? Das will ich Dir gedenken!

Goethe spricht die Meinung aus: „Wen Jemand lobt, dem stellt er sich gleich", und Grabbe machte die sehr treffende psychologische Beobachtung, daß Einer, der den Höher-

stehenden lobt, sich gleichsam „wie ein Napoleon" dünkt, der zwar nur in einfacher grüner Kleidung mit Obristen-Epaulets vor die Fronte reitet, aber einem General den Orden der Ehrenlegion ertheilt, und den Glanz, welcher von dieser Beehrung des Untergebenen zurückfällt, selbst einsaugt! Eine aufmerksame Beachtung dieser Aussprüche wird dem Leser beweisen, daß auch das Sprichwort: „Ehre, dem Ehre gebührt" seinen argen Haken hat!

Diese Beispiele zeigen sattsam, daß durch die unermüdlich von Geschlecht zu Geschlecht wandernden Aussprüche nicht immer der Bildungsgrad gefördert, sondern oft nur die Philisterhaftigkeit und Denkträgheit weitergefüttert wird.

Was große Geister aber wirklich Beachtungswerthes ausgesprochen haben, ist vorhanden, damit man es sich gesagt sein läßt, und dann wird man vielleicht geistreich genug werden, um seine eignen Gedanken und nicht die der Andern zu denken.

Offenbach's Meisterstück.

„B. R. D. A."

— „A. B. C. D."

— „B. R. D. A."

— „E. F. G. H."

— „Ha! B. R. D. A."

— „a. b. c. d. e. f. g. . . ." und so weiter!

Ich möchte wohl wissen, was die Leser zu diesem eigenthümlichen Anfang sagen?

Vielleicht glauben sie ein Buchstabenräthsel vor sich zu sehen, wie es die Leipziger Modenzeitung zu credenzen pflegt. Vielleicht vermuthen sie eine Geheimschrift, deren Dechiffrirschlüssel durch irgend ein interessantes Abenteuer in meinen Alleinbesitz gelangt ist. Vielleicht erwarten sie gar Enthüllungen über irgend ein tiefsinniges kabbalistisches Abrakadabra. Oder vielleicht entschließen sie sich zu der ebenso naheliegenden wie wohlwollenden Hypothese, daß die Juligluth in meinem Gehirn eine fast Martin Perels'sche Unordnung angerichtet hat . . .

Ich gestehe gern, daß jede dieser Vermuthungen durch meine Anfangszeilen einen Schimmer von Berechtigung gewinnt. Aber ich bedaure, gleichwohl widersprechen zu müssen:

Diese Anfangszeilen bilden den genauen Text eines Sextetts aus Offenbach's Operette: „Madame Herzog."

Nun staunen die Leser. Auf ihren verwunderungsvollen Mienen schwebt die Frage: „Werden denn jetzt die Operettentexte von ausgebildeten Tollhäuslern geschrieben — von noch unausgebildeten angehört? Wie ist denn nur ein solches Libretto menschenmöglich?"

Ich denke etwa so:

Es war nach den ersten Aufführungen der „jolie parfumeuse". Der mächtige Beherrscher der Bouffes, unser entarteter Landsmann Jacques, versäumte nicht, mit gewohnter Generosität den Erfolg seines Werkes durch eine glänzende Champagnerfête zu begehen. Auch ein junger schüchterner Poet, der sich bereits mit einer sechsactigen Schicksalstragödie: „Die gelbe Weste" an die Oeffentlichkeit gewagt hatte, war unter den Eingeladenen.

„Gestehen Sie, Maëstro", begann er, „der Text der neuen Operette könnte geistreicher sein."

„Aber was haben Sie daran auszusetzen? . . . Hört, meine Theuren, unser junger idealer Freund wird uns jetzt über unsere Texte — den Text lesen."

„Ich glaube wenigstens sagen zu dürfen, daß Ihre Librettisten vielleicht doch die Bescheidenheit zu weit getrieben haben, wenn sie von dem, was man Sinn und Verständlichkeit zu nennen übereingekommen ist, nur einen ganz winzigen Bruchtheil für ihren Text in Anspruch nahmen."

„An Ihnen ist ein Prediger verloren gegangen, junger Freund! Sie sollten den ehrlichen Finder bitten, ihn gegen angemessene Belohnung zurückzuerstatten! — Aber im Ernst, waren Sie in der That der Meinung, daß ich das Libretto der niedlichen „parfumeuse" für ein Werk des Tiefsinns und der Gedankenfülle gehalten habe?"

„Wer zwang Sie im andern Fall, es zu componiren?"

„Ja, warum hätte ich es denn zurückweisen sollen?"

„Nun ich denke —"

„Meine Herrschaften, hören Sie doch nur! Wir haben eine Enthüllung zu ewarten . ."

„Sie ist nicht überraschend," fuhr der Tragödiendichter fort. „Ich dachte aber, daß man das nicht in die Oeffentlichkeit bringt, was man selbst als sinnlos erkannt hat."

„Und warum nicht?"

„Einfach aus Achtung vor dem Publikum!"

Ein vielstimmiges Gelächter folgte diesen Worten.

Wenn der Verfasser der „gelben Weste" plötzlich begonnen hätte, im Nationaldialekt der Kikaku-Indianer zu sprechen, er wäre den Gästen unseres Maëstro nicht unverständlicher gewesen.

„Es ist unglaublich, was man noch Alles erlebt!" lachte Offenbach. „Nun treffe ich auf meine alten Tage noch Jemanden, der Achtung vor dem Publikum hat . . . Entre nous, wie lange leiden Sie schon daran?"

„Aber ich verstehe Sie nicht . . ."

„Mademoiselle Ninette, erzählten Sie mir nicht neulich von einem Diamantencollier, das Ihnen ein blasser Dandy für Ihre Tugend geschenkt? Aber was ist diese Merkwürdigkeit gegen unseren tragischen Verehrer des Publikums . . . Sie sind ein Original. Thun Sie doch nur die Augen auf! Ist meine Operette durchgefallen?"

„Das freilich nicht —"

„Und da verlangen Sie, daß ich das Publikum achte! Ich verehre seine Börse, weil sie für meine Villen und meine Soupers sorgt; ich verehre seine Lüsternheit, weil sie die einzige Göttin ist, die ihre Altäre bezahlt; ich verehre vor Allem seine gedankenlose Vergnügungssucht . . . o, ich verehre sie, wie nur Einer. Aber darüber hinaus . . . . Wissen Sie, daß Sie mich beleidigt haben?"

„Ich gestehe, daß Ihre Ansichten mich erschrecken."

„Ich hätte Lust, mit Ihnen eine Wette einzugehen."

„Eine Wette — hört, hört!" rief Mademoiselle Ninette, die sich höchlich an dem Discurs ergötzte.

„Sie tadeln", fuhr Offenbach fort „in dem Libretto der „jolie parfumeuse" die sinnlosen Worte. Nicht wahr, so ist es?"

„Ich kann es nicht leugnen."

„Was werden Sie sagen, wenn ich einmal eine Scene schreibe, in der gar keine Worte vorkommen, was werden Sie sagen?"

„Sie werden es nicht riskiren. Und was wollten Sie singen lassen . .?"

„Einfach das Alphabet."

„Das Publikum wird Sie auszischen."

„Es wird die Scene da capo verlangen."

„Ueberschätzen Sie nicht seine Geduld!"

„Sie unterschätzen seine . . Ohren."

„Nun gut, wetten wir!"

„Topp!"

„Eine Libretto ohne Worte!"

„Eine Scene aus der Kinderfibel, ja wohl."

Und die Champagner-Gesellschaft stimmte fröhlich mit ein und Mademoiselle Ninette fing an zu gähnen.

— — — — — — — — — —

Einige Monate darauf ging unter den Stürmen des Beifalls „Madame l'archiduc" in Scene. Das Stück beginnt mit einem meisterlich componirten Verschwörer-Quartett.

„B. R. D. A." ruft Scävola.

„B. R. D. A." antwortet Cocles.

„B. R. D. A." bestätigt Themistokles, und —

„B. R. D. A. endigt Lykurgus.

Was das heißt? Es sind die Initialen der Parole: **Blut'ge Rache Dir, Alfonso!**

Und im zweiten Act kommt dann der große Zahltag für den Dichter der „gelben Weste". In das Schloß des mitverschworenen Grafen Castelardo ist das neuvermählte Paar Marietta und Giletti — er ein Knecht, sie eine Magd aus der Herberge „della conspirazione permanente" — in der Kleidung der gräflichen Eheleute übergeführt. Die Verschworenen brechen mit ihrer Parole aus vier Tapetenthüren und es entspinnt sich eine außerordentliche Unterhaltung.

„B. R. D. A." rufen die vier Männer.

„Mir ist's nicht klar", murmelt Giletti.

„Mir noch minder", sagt Marietta. „Aber halt!" fährt sie fort. „Wenn ich's recht versteh — in der Schule noch als kleine Kinder lernten wir's — es ist das A B C! Versuchen wir's"

Und nun wird das biedre Alphabet, das sich bisher eines unbescholtenen Fibeldaseins erfreute, drei- bis viermal heruntergesungen und die Verwirrung wächst von Minute zu Minute!

„B. A. R. D.", brüllen die vier.

„G. J. K. L.", schreit Marietta dazwischen.

„M. N. O. P." donnert Giletti.

„Q. R. S. T.!" berichtigen die Verschworenen.

„U. V. W. X.", bittet wieder Marietta in der höchsten Tonart der Entrüstung.

„Y. und Z.", mahnt Giletti zur Besänftigung.

Und „a. b. c. d. . . . ." singt noch einmal Marietta das ganze Alphabet zu Ende.

„Und das Publikum in Paris?" fragt man . . .

Applaudirte!

„Und das Publikum in Wien?"

War ganz hingerissen.

„Und das Publikum in Berlin?"

Forderte wirklich die Scene da capo!

Meister Offenbach hat seine Wette, welche die Ueberflüssigkeit aller Operntexte beweisen wollte, glänzend gewonnen, denn, wie gesagt, nur diese Fiction erklärt mir einigermaßen sein Libretto. Alle Achtung vor dem Mann, der die Kühnheit hatte, die Theaterbesucher vor das Spiegelbild ihrer nackten . . . . Genügsamkeit zu stellen, um mich so euphemistisch wie möglich auszudrücken. Es gehört kein gewöhnlicher Muth dazu, eine so brüske Fopperei in Scene zu setzen, und wenn ich höre, daß der Stoff zu Offenbach's nächstem Operettentext aus der Vega'schen Logarithmentafel entnommen ist, ich werde mich nicht wundern:

Warum soll man nicht ein Libretto von Zahlen schreiben, wenn man auf ein Publikum von Nullen rechnen darf?

Kritiker und Künstler.

Es ist eine verteufelte Empfindung, wenn man eines Morgens in Ermangelung eines besseren Gegenstandes über sich selbst nachdenkt und bei dieser Gelegenheit die trübselige Entdeckung macht, daß man auf diesem Weltenrund — ach, völlig überflüssig ist.

Man hat sich bisher für ein unentbehrliches Mitglied des Universums gehalten; und was man selbstschöpferisch in die Welt setzte, das betrachtete man als segenverheißend und früchtereich. Da auf einmal zieht man die Bilance seines bisherigen Wirkens, man will erkunden, wie sich der menschheitliche Nutzen, der positive Erfolg des arbeitsvoll Geleisteten beziffert — und man wird angegrinst von einer höhnischen Null, die ganze mühsame Thätigkeit vieler Jahre hat kein Procent Dividende abgeworfen, und aus dem Schaum der Hoffnungen und idealen Träume erhebt sich splitterfasernackt ein gräuliches Deficit!

In dieser mitleidswürdigen Lage befinde ich mich. Auch mir ist urplötzlich meine Ueberflüssigkeit schauderhaft klar

geworden, und wenn der Leser verspricht, das unzarte Goethe'sche Citat vom Recensentenhund krampfhaft zu unterdrücken und mich überhaupt durch kein ironisches Lächeln aus der Fassung zu bringen, so will ich ihm die niederschlagende Thatsache ganz einfach erklären: Ich bin nämlich meines Zeichens Kritiker und war sogar eine Zeitlang Theaterkritiker. . . . Kann es etwas Ueberflüssigeres geben? . . .

Urgroßväterlicherseits stamme ich wahrscheinlich von Sisyphus, der ein Felsstück bergauf wälzte, das immer bergab wollte. Auch die Stücke, die mir in die Hände kommen, sind oft „zum Wälzen".

Meine Urahnen von mütterlicher Seite habe ich jedenfalls unter den fünfzig Danaiden zu suchen, die in ein Sieb schöpften: Ach, auch meine „Schöpfungen" wollten zu keinem Ergebniß führen. . . .

Denn, wie gesagt, ich war Theaterkritiker!

Wer mit mir die Stellung betrachten will, die unsere Künstler dem Kritiker gegenüber einnehmen, wird rasch begreifen, daß es nur noch eine Beschäftigung giebt, die überflüssiger ist als das Kritikenschreiben: das — Kritikenlesen.

In den literarischen Fuchsjahren bestreitet man das natürlich mit gesinnungstüchtiger Hartnäckigkeit. Man bildet sich da noch ein, man

„— könnte was lehren,
die Menschen zu bessern und zu bekehren."

Und vielleicht könnte man es auch wirklich, — gewiß! Man hat ja das Zeug dazu! Aber, trotzdem — man kann es nicht. — Und warum nicht? — Man höre die kurze Geschichte, die mir ein polnischer Bauer erzählte.

Es lebte in Polen einst ein Gutsbesitzer, der immer bestrebt war, durch die Einführung aller technischen Erfindungen der Neuzeit die kämpfereiche Arbeit seiner Knechte zu erleichtern und erträglicher zu gestalten. Auf einer der vielen Entdeckungsreisen, die er zu diesem Zwecke unternahm, erblickte er auch zum ersten Male einen Blasebalg, und da er sich der Mühe und Beschwerniß erinnerte, die seine Bauern stets beim Anfachen der Hochöfenfeuer hatten, so ließ er einige Blasebälge in die Heimath senden mit der Weisung, diese Instrumente für die Oefenfeuer zu benutzen. Als er nun bei der Rückkehr sich nach der Wirkung erkundigte, klagten ihm die Bauern, daß keine Beharrlichkeit, wie eifrig sie auch die Blasebälge in Bewegung setzten, zum gewünschten Resultat geführt hätte: die Kohlen wollten durchaus nicht brennen. — „Ja, habt ihr denn," fragte nun der Gutsbesitzer erstaunt — „nicht schon vorher die Kohlen angezündet?" — Verblüfft sahen ihn die Bauern an und konnten sich vor Verwunderung nicht lassen: Sie hatten der festen Ueberzeugung gelebt, daß man die neuen Instrumente

nur anzuwenden brauchte, um auch schon aus den Kohlen das schönste Feuer hervorzulocken.

Der beste Blasebalg — das ist die Moral der Geschichte — ist nutzlos, wo der Funken fehlt; und die beste Kritik ist wirkungslos bei der trocknen, steinernen Unempfänglichkeit der Hörenden.

Als Sacher-Masoch vor einiger Zeit seine Brochüre „Ueber den Werth der Kritik" in die Lande jagte, da wetterte und schmetterte ein wahrer Höllenlärm durch alle Zeitungen — und die allerdings hochgradige — Aufrichtigkeit, die der Grazer Novellist hier an den Tag legte, weckte wahrhaftig noch das Staunen selbst von Beurtheilern, die doch ihre literarische Novizenzeit längst hinter sich haben. Als ob es nicht eben nur Einer von Vielen wäre — als ob nicht noch zahllose andere Schriftsteller sich für die Centralsonne des Literaturhimmels hielten!

So fragte z. B. ein bekannter lyrischer Dichter — ich verschweige seinen wahren Namen nicht aus Schonung, sondern aus Bosheit, denn genannt zu werden, in welchem Zusammenhang auch immer, ist ihm allezeit eine Freude, — also Freund X. sagte einst zu mir: „Ich versichere Ihnen, mögen Sie es nun unbescheiden finden oder nicht, Platen und ich sind die einzigen wirklich formvollendeten deutschen Dichter!" — „„Unbescheiden soll ich das finden?"" war natürlich meine Antwort. „„Lassen Sie mich Ihnen im Gegentheil gestehen, daß ich über Ihre Bescheiden-

heit staune. Ein X. darf doch wohl sagen: Ich und Platen....."

Aehnlich soll Josef Weilen, wenn ich einem unterrichteten Gewährsmann glauben darf, unter allen lebenden Tragödiendichtern nur einen einzigen kennen, den er wirklich bewundert: Den Josef Weilen. Unglücklicherweise ist das aber auch der Einzige, von dem er — wiederbewundert wird.

Bis zu welcher gletscherhaften Höhe sich nun vollends die Selbstschätzung vieler Bühnenkünstler erhebt, davon kann sich der uneingeweihte Zuschauer keinen annähernden Begriff machen.

Wenn man das Eigenlob, das deutsche Schauspieler oft ganz ungenirt von sich geben, auf einen Platz vereinigen könnte, so würden selbst die berüchtigten Berliner Thiergarten-Miasmen überduftet werden. Einem Schauspieler ist seine Persönlichkeit Alles und — „Alles ist eitel" sagt schon der weise Salomo. — Und zwar glaube man ja nicht etwa, daß diese Beobachtung nur von den bedeutenderen gilt. Gerade von diesen gilt sie nicht immer. Aber sicher hält sich der untergeordnetste Schmierencomödiant stets für ein verkanntes Genie — und seine für ihn so schmeichelhafte Selbsterkenntniß trommelt er um so geräuschvoller in die Welt, da er leider von dem Wehmuthsbewußtsein durchzittert ist, daß diese Welt für ihn taub ist.

Und dagegen soll der Kritiker anfechten! — An ihm

bewahrheitet sich das Wort Schopenhauers: „Die Menschen zu ärgern ist leicht; sie zu bessern ist schwer, wenn nicht unmöglich."

Der Normal-Schauspieler will ja nicht kritisirt — Gott behüte! — er will nur gelobt werden — und dies eitle Beräucherungsbedürfniß unserer Mimen kommt recht kläglich zum Durchbruch, wenn sie selbst auf die „Kritiken" in Theateragenturblättern — also in Blättern von anerkannter Käuflichkeit — Gewicht legen. Hier wird eine Aufmunterung in klingender Münze sogar auch nicht verschmäht und David Kalisch sagt deshalb treffend: „Die Schauspieler nehmen günstige Kritiken über sie meist für baare Münze; sie werden aber auch oft dafür gegeben!" Nicht selten wird auch durch eigenhändige „Recensionen" nachgeholfen. Nur in dieser Hinsicht kann man zugeben, daß es unsern Künstlern nicht an Selbstkritik fehlt. Aber es ist schon dem weisen Baco von Verulam nicht entgangen, daß das „semper aliquid haeret" — „Etwas bleibt immer hängen" nicht blos von der Verläumdung, sondern auch vom Selbstlob gilt. . . . Unsere Künstler wissen, was sie thun.

Das Höchste, was unter solchen Umständen der Kritiker erreichen kann, ist, daß er unbequem wird, und die reizbaren Künstler sind gewöhnlich nicht Künstler genug, um diesen Erfolg dem Kritiker lange verheimlichen zu können.

Da weist er Herrn A. mit strengem Ernst nach, daß die und die klüglich ausgespitzfindelte Nuance nur aus

buhlerischer Gefallsucht entspringt und dem Ganzen des Kunstwerkes Gewalt anthut. — Herr A. sieht sich dadurch blos zu einigen flegelhaften Schmähworten veranlaßt: Der Beifall der Gallerieen hat ihm ja Recht gegeben. Da eifert der gewissenhafte Beurtheiler gegen die künstlich zurechtgeschneiderten Abgänge und Actschlüsse, durch welche ein edles Dichterwerk von Fräulein B. eigenmächtig verstümmelt wird: Er predigt in der Wüste! Fräulein B. wird doch nicht bei der 120sten Wiederholung ihrer Paraderolle das ändern, was 119 Mal widerspruchslos durchgegangen ist. Und Dichterwerk hin und Dichterwerk her! Wie nach Goethe „der Müller glaubt, es wachse kein Weizen, als damit seine Mühle gehe," so denken unsere Virtuosen und Virtuosinnen, die Dramen werden nur gedichtet, um ihnen Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Coulissenkniffe zu geben. Und auf den grämlichen Kritik-Pedanten, der sich bis zu einem so erhabenen Standpunkt noch nicht aufgeschwungen hat, wird verachtungsvoll herabgesehen.

Die schallenden Beifallsrufe der Menge übertönen die Warnungsstimmen des erfahrenen Kenners. Von der blendenden Schimmerpracht des Aeußerlichen läßt sich die leicht eingenommene Menge überwältigen, und der Kritiker ist in der Lage eines Nüchternen, der sich unter lauter Trunkenen befindet: Wenn er nicht toll sein will mit den Tollen, — was bleibt ihm übrig als in einem unbeobachteten Winkel das vernunftlose Wirbeltreiben mit anzusehen, bis auf den

Rausch, der — Katzenjammer folgt? Denn spricht er seine Ansichten aus, so wird ihm ärgerlich entgegnet: „Sie sind doch ein gottewiger Nörgelpeter!“ oder: „Statt sich am Glanz der Sonne zu freuen, suchen Sie nur argwöhnisch nach ihren Nebelflecken!“ oder: „Sie schütten das Kind mit dem Bade aus!“ oder: „Ihnen kann es eben auch Niemand Recht machen!“ Enfin — man kennt ja die Liebenswürdigkeiten, mit welchen man die gleichmüthige und unbestochene Kritik sich vom Leibe hält. Schießen auch die Kritiker heutzutage wie Pilze aus der Erde, — glaub nur, mein Leser, Glückspilze sind nicht darunter!

Von den Theaterdirectoren nun vollends prallt jede vernünftige Einwendung wirkungslos ab, wenn der Kassenerfolg vorhanden ist. Sie ertragen mit Gleichmuth die schlimmsten Ausfälle in der Presse, wenn sie in der Einnahme keine zu beklagen haben — und mag auch Melpomene ihr Antlitz weinend verhüllen, baar Geld lacht. . . . — das ist ihr Lebenssprüchwort. Ist nur der Kassenrapport ein günstiger, dann ist eine unabhängige Kritik der Vorstellungen ebenso unerwünscht, wie die Vorstellungen der unabhängigen Kritik unberücksichtigt bleiben. Man erinnere sich doch nur, wie unendlich viel gegen die Schlamm-Einfuhr aus Frankreich von der Kritik gezetert wurde. Es war völlig nutzlos und verloren . . . . Ein Theaterkritiker, der gegenüber so schlagenden Beispielen noch auf die Macht seiner Feder baut, verdient in der That das eiserne Kreuz

für Nichtcombattanten wegen Tapferkeit vor deutschen Theaterdirectoren. . . .

Und doch behaupten die löblichen Herren, daß sie unter den „Pionieren der Kultur" nicht die unterste Stufe einnehmen.

Nun, das glaube ihnen, wer Lust dazu hat.

Ich meinerseits behaupte, daß trotz alledem die Mehrheit der Gebildeten nicht aufhören wird, das Theater als ästhetische Erziehungsanstalt zu betrachten. . . .

Und das glaube mir, wer Lust dazu hat.

Eine Kritik des Bucephalus.

Apelles malte einst den Bucephalus, das Lieblingsroß Alexander's des Großen, und zeigte dem kunstverständigen Gebieter sein fertiges Werk. Mit emsiger Prüfung durchforschte Alexander's geschärfter Kennerblick alle Linien und Schatten des Bildes, und in bescheidener Ruhe setzte er dem Maler auseinander, wie dort vielleicht eine Schattirung nicht lebendig genug hervorträte, wie hier eine feine Linie verwischt und verdunkelt erscheine, wie allerwärts noch durch eine letzte Nachhülfe Verbesserungen erzielt werden könnten, die freilich nur dem feinspürigen Auge des Kunstkenners als begehrenswerth auffielen. Gekränkt durch diese Beurtheilung ließ der eitle Maler den Bucephalus selbst herbeiführen — und siehe da! In den Augen des Rosses schien das Werk des Apelles viel mehr Beifall zu finden, als in den Augen des königlichen Gebieters. An einem prächtigen Venusbild ging es regungslos vorüber. Aber freudig erregt und als wenn er ein wirkliches Pferd begrüßte, wieherte Bucephalus vor seinem Abbild, — und wieherte

lustig, und wieherte ohne Ende. „Du siehst, Du siehst," bemerkte Apelles, nicht wenig geschmeichelt, „Dein Pferd versteht mehr von der Malerei als Du!"

— — Bucephalus ist das Vorbild der Kritiker, die nur diejenigen Kunstwerke anwiehern, in welchen sie ihre Pferde-Natur wiederfinden.

Und Appelles??

. . . . „Wollen Sie eine gerechte Kritik über mich lesen, so lesen Sie hier", sagte einst ein Tragödiendichter zu mir, den ich etwas unbarmherzig mitgenommen hatte, und zeigte mir einen Kunstbericht aus dem — „Inowraclawer Tageblatt".

Aus der Bühnenwelt.

Nur weil es den Dramatikern so lange an den Autorenrechten gefehlt hat, fehlt es den Bühnen noch heute an den rechten Autoren.

„Spielt nicht mit dem Feuer!" heißt der Titel eines Putlitzschen Lustspiels. Für viele Mimen ist diese Mahnung überflüssig, da sie so wie so nicht mit Feuer spielen.

Die Flügel, mit welchen man auf der Bühne am raschesten in die Höhe kommt, sind — die Lungenflügel. Denn läßt sich ein Schauspieler nur kräftig hören, so glaubt die Menge schon, daß sie eine schauspielerische Kraft gehört hat.

Es giebt Bühnen, die nach der Aufhebung der Spielhöllen eigentlich keine gesetzliche Berechtigung haben.

Manchen Künstlern würde man gar nicht glauben, daß sie Komödie spielen können, wenn sie nicht die Beweise dafür außerhalb des Theaters lieferten. In unleidlicher zierpuppenhafter Gefallsucht übertragen sie auf die Bühne des Lebens die Mätzchen und Kniffe, die sich nur für das Leben der Bühne schicken; den ganzen Tag über geben sie sich ein künstlerisches Air, und erst des Abends, wenn man sie auf der Bühne sieht, merkt man, daß sie es — nicht haben.

Mit Recht nennen sich manche Schauspielergesellschaften „Truppen" — denn sie besitzen die Fähigkeit, selbst die Stärksten in die Flucht zu schlagen.

Inschriften für künftige Gräber.

Zur Einleitung.

„Wie unzart!“ — werden meine Leser grollen —
„Noch-Lebenden ein Epitaph zu zollen!“
— Doch schärft ein altes Wort uns ein:
„De mortuis nil nisi bene!“
Und wenn ich recht zu folgern wähne,
So scheint es hiernach klar zu sein:
Daß man auf Alle, die's verdienen eben,
Schon schelten muß, so lange sie noch leben!

Tedochowski.

Erst ging er in der Renitenz zu weit.
Dann fuhr er aus der Haut vor Zorn und Leid.
Drauf saß er eine ziemlich lange Zeit:
Jetzt liegt er hier für alle Ewigkeit.

Lasker.

Unzählige Reden hielt er einst hienieden
Und an der Sprechruhr ist er sanft verschieden:
O Wand'rer, eile rasch von diesem Ort —
Sonst bittet er Dich noch um's Wort!

Braun-Wiesbaden.

Wirst flüchtig Du hier vorübergehen,
Wird man Braun's Abbild in Dir sehen:
Er war ja nach aller Vernünft'gen Meinung
Eine vorübergeh'nde Erscheinung!

Johann Jacoby.

Es wollt' dem Radicalen niemals glücken,
Mild schonungsvoll ein Auge zuzudrücken.
Den Kampfhahn brachte erst der Tod zur Ruh':
Er drückte sanft ihm beide Augen zu.

Majunke.

Er haßte stets der Wahrheit Licht
Und war den Schleichern nur erbaulich:
Ihn fressen selbst die Würmer nicht;
Er ist selbst diesen — unverdaulich.

Tölcke.

Er hat gekämpft als Knüppelstreber
Und manche Prügelei erweckt.
Doch so, wie jetzt der Todtengräber,
Hat ihn noch Niemand — zugedeckt!

Auf Hasenclever's Aschenkrug.

Den hier aus Flammen Freund Hein geholt,
Er hat schon lebend stark gekohlt.
Und die ihn betrauern geistesverwandt,
Sind sicher selber — abgebrannt.

Guido Weiß.

Mit flottem Schwert und keckem Kampfgeschrei
Führt' er in Zeitungsspalten Krieg hienieden,
Nun ist des Lebens Redaktion vorbei:
Erst in des Grabes Spalten fand er Frieden!

Mende.

Der Tod hat hier ein edles Herz gebrochen:
Fritz Mende hat gelebt und — hat gesprochen.

Louis Stangen.

Weitentfernte Länderkreise
Hat mit nimmermüder Kraft
Uns gezeigt auf mancher Reise
Stangen's treue Führerschaft.
Oftmals ließen wir uns leiten —
Folgsam rings um ihn geschaart:
Will ihn Niemand jetzt begleiten
Auf der letzten Extrafahrt?

Einer Schauspielerin.

Auf abenteuerlichen Bühnenwegen
Verdankte sie der Claque den Applaus.
Doch wenn sich noch so viele Hände regen —
Hier, wahrlich! ruft sie Niemand mehr heraus.

Felicitas von Vestvali.

Wenn oft als Hamlet sie zum Schein gestorben,
Hat sie nicht stets des Kenners Lob erworben.
Doch nun sie wirklich sank in's Grab hinein,
Muß selbst Melpomene zufrieden sein.

Eduard Mauthner.

Den stärksten Dichter deckt der Stein,
Der jemals ward gelesen:
Mög' ihm die Erde leichter sein,
Als er es ihr gewesen!

Baedeker.

Er folgte uns in alle Länder nach
Und jeden Berg hat er beherzt erklommen,
Dies ist der erste Hügel, ach!
An welchem er selbst nicht vorbeigekommen.

Friedrich Haase.

Er mimte stets nach Virtuosensitte
Und die Begeist'rung hat er nie gefühlt.
Er war ein Komödiant vom treu'sten Schnitte
— Ach, wenn er jetzt nur nicht Komödie spielt.

Auf mein eigenes Grab.

Nun bin ich ledig aller Erdenplag' —
Mich kann kein Glück, kein Hoffen mehr betrügen.
Und wenn einst naht der Auferstehungstag —
Ich bleibe liegen!

Der Ernst des Scherzes.

Viele Deutsche haben die Eigenthümlichkeit, nur das für gründlich zu halten, was von Grund aus — langweilt, und nur das für gedankenreich, was sie nicht begreifen.

Den anmuthigen Feuilletonisten, die eines fidelen Tons, einer unbefangenen Laune sich befleißigen, machen jene Herren sehr eilig den Vorwurf der gehaltlosen Seichtigkeit. Es geht ihnen eben wie den Kurzsichtigen, die eine Flasche deswegen für leer halten, weil das Glas so krystallklar und durchsichtig ist, und hätten sie nur eine Ahnung von den feuilletonistischen Coulissengeheimnissen, sie würden ihr Urtheil ändern.

Ueber die Geheimnisse des Feuilletons ein Feuilleton zu schreiben, ist allerdings eine heikle Aufgabe — heikel, man darf es mir glauben, über die Maßen!

Warum?

Weil man hier auf alle jene beneidenswerthen Vorrechte verzichten muß, die dem Kritiker sonst allseitig zugestanden werden.

Von einem Vorturner verlangt man bekanntlich, daß er turnen kann. Von einem Tanzlehrer wird im Allgemeinen gewünscht, daß er nicht lahm ist. Von einem Kritiker dagegen wird durchaus nicht die Bethätigung einer eigenschöpferischen Kraft gefordert ... und, im Ernst, die Forderung wäre ungerecht. Mag Theophile Gautier auch ausrufen: „Ein Kritiker, der Dich tadelt, gleicht einem Priester, der Deine Frau verführt: die *seine* kannst Du ihm nicht verführen!" so ist das doch ein billig-bitterer Scherz. Selbst Drakon hat nicht von Jedem verlangt, daß er verheirathet ist. Auch wer keine legitimen literarischen Kinder in die Welt gesetzt, kann ein vorzüglicher literarischer Erzieher sein; und die Erzieher dürfen ja bekanntlich den Wegweisern ähneln, die zwar den richtigen Weg zeigen, aber nicht selber gehen.

Alle diese Privilegien der fachmännischen Theoretiker fehlen dem, der es wagt, die hundert kleinen und liebenswürdigen Kniffe der feuilletonistischen Darstellungskraft — in einem Feuilleton auseinanderzufalten: Er liefert Regel und Beispiel zu gleicher Zeit. Je größere Gläubigkeit man der ersteren entgegenbringt, mit desto größerem Argwohn betrachtet man das letzere. Und schmeckt dann schließlich die Pastete doch nicht, so wirft man ärgerlich das ganze Kochbuch bei Seite.

Zum Glücke giebt es aber nur *eine* Regel ohne Ausnahme: daß es nämlich *keine* Regel ohne Ausnahme

giebt. . . . Und mit Berufung darauf kann ich wohl das Heikle wagen.

Der Feuilletonist geht vor allen Dingen — und dies ist sein Hauptgeheimniß — von der ziemlich plausibeln Ansicht aus, daß die Aufgabe eines Schriftstellers unter Anderm auch darin besteht, gelesen zu werden. Nun ist es aber eine alte Erfahrung, daß, wo der Prediger da ist, auch die — Wüste nicht fern liegt, und daß man nur laut zu posaunen braucht, wenn man die Absicht hat, seine Hörer zu verscheuchen. Einzig deswegen kleidet der Feuilletonist seine Predigten in eine Form, die aller pastoralen Eigenthümlichkeiten ermangelt.

Das Sprudelwasser, das er Dir kredenzt, soll nicht bloß heilkräftig sein, sondern auch quellenfrisch — Du sollst Dich vor Allem darüber freuen, wie es mit belustigender Behendigkeit über alle Klippen springt und hinübertänzelt, und erst später sollst Du an der Gedankensaat, die in Dir aufkeimt, merken, wie befruchtend und schöpferisch es gewirkt hat. Der Feuilletonist, wenn er seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit thut, muß Dich geistig gesunder machen, ohne daß Du eine fühlbare Krankenkur durchmachst. Er muß Dich bereichern, ohne Dich empfinden zu lassen, daß Du arm warst. Er giebt Dir keine bittere Pille, die nicht mit candirtem Zucker umkleidet ist — und selbst wenn er Dir den Kopf wäscht, geschieht es mit Rosenwasser. . . .

Anfangs haben freilich auch uns literarische, gesell-

schaftliche, politische Schäden, die wir so oft zum Gegenstand eines satirischen Scherzes machen, in ebenso entrüstungsvolle Stimmung versetzt, wie den heißblütigsten Volksredner, der in himmel- und hölleſtürmenden Worten dagegen losdonnert. . . . Wenn es nach unserm brauseköpfigen Eigenwillen ginge, würden wir oft nicht mit weichen Glaceehandschuhen erscheinen, sondern mit Götz von Berlichingen's eiserner Faust dareinfahren und der „geliebte Leser" würde Ehrentitel zu hören bekommen, die bisher in keinem Briefsteller für Liebende Platz gefunden haben. Aber wie gesagt, wir wollen gelesen werden — voilà tout!

Man sieht aus diesen Andeutungen bereits, wie einseitig Die urtheilen, die dem Feuilletonisten nur die Fähigkeit zuerkennen, daß er anmuthig über ein Nichts zu plaudern weiß. Es ist dies freilich immer besser, als wenn er über Nichts anmuthig zu plaudern wüßte! . . . Aber wie groß ist der Irrthum! Es ist oft ein schwerer Gedankenkörper, der auf den leichten Füßen der feuilletonistischen Tändelei ruht. Die tiefsten Ideenprobleme des Jahrhunderts haben auch unser Hirn erhitzt, auch wir haben in schmerzhaftem, herzbedrückendem Kampf um Wahrheit gerungen — in fieberheißen, schlaflosen Nächten hoben auch wir einst den Isisschleier der Erkenntniß — aber nun wir zu einer leidlich abgerundeten und einheitsvollen Art der Weltbetrachtung gekommen sind, machen wir nicht eben viel Aufhebens davon. Wir wären, selbst wenn wir es

könnten, nicht prahlerisch genug, um untransportable, aber imposante Gedanken-Goldbarren vor den staunenden Blicken der Leser abzulagern — wir prägen das, was wir eben mit redlichem Ringen an echtem Gedankengold erwerben konnten, in handlichen runden Münzen aus, die behend und eh' man's denkt, im geistigen Verkehr in alle Fernen wandern. — Und dabei sehen wir vor allen Dingen auf Verständlichkeit — und den zopfthümlichen, schleppentragenden Pedantenstyl überlassen wir Denjenigen, für deren schriftstellerischen Ruhm es allerdings am zuträglichsten ist, wenn sie — nicht verstanden werden.

„Aber woher dies verwirrungsvolle Durcheinander des Feuilletonstyls?"

Sieh, lieber Leser, auch das ist absichtsvoll aufgebaut, die Anarchie ist mit Mühe und Kunst gruppirt.

Die scheinbare Unbezwungenheit des Ausdrucks mußte mit Berechnung erzwungen werden, — sieh, selbst jener kleine neckische Klecks, den Du dort mitten im Gemälde erblickst, ist mit feiner Absicht hineingepinselt! Und was den Anschein hat, als wäre es aus dem Aermel geschüttelt, wurde oft sehr lange in der Tasche getragen.

Wenn Du wüßtest, mein Leser, wie ordnungsliebend wir sein müssen, um unordentlich sein zu können. Wir hassen eben vor Allem die schnurgerade Regelmäßigkeit einer Pappelallee, und sind eitel genug, um uns noch mächtiger zu dünken als der Herrgott: denn dieser hat seine

Schöpfung mit der Welt begonnen, wir aber beginnen mit dem Chaos — und fing darum bei der Herrgottschöpfung Alles an, so findet der Leser bei der unsrigen häufig, daß dabei Alles aufhört!

.... Ach wie wenig — leider! der Ernst des Denkens unter dem Scherz der Darstellers leidet, das weiß Niemand besser, als der Schreibende selbst. Gelänge es ihm doch, den klösterlichen entsagungsreichen Trübsinn wegzulächeln, den er aus der Beschauung von Welt und Leben geschöpft hat! Könnt' er doch sein von Leidenschaft und Schmerz zerwühltes, zerschauseltes Gemüth durch jenes kaltes Witzwort beruhigen, in welchem er zur Belustigung seiner Leser soeben die Eitelkeit dessen bespöttelt hat, wonach er doch selbst mit durstenden Lippen schmachtet! —

„Ich hab' mit dem Tod in der eigenen Brust
Den sterbenden Fechter gespielet!"

Witz und Sarkasmus kommen oft aus einem gramzerrissenen Menschenherzen. Man darf schon glauben: das Schwert, das tief und kalt zu verwunden vermag, wäre niemals so grausam schneidig und scharf geworden, wenn es nicht vorher im heftigsten Feuer geglüht hätte.

Dem Scharfblinkenden starrt hinter den gefälligen Schminken des Humors oft hohlwangig und bleich ein müdes Denkergesicht entgegen, in das der Lebensgram seine unzerstörbaren Furchen eingegraben hat — und aus dem geräusch-

vollen Lachen hört das feinere Ohr oft einen unterdrückten Verzweiflungsschrei. . . .

Doch — Das brauchst Du nicht zu wissen, mein Leser. Der Feuilletonist will ja nicht Dein Mitleid. Es genügt ihm, wenn er Dich durch seine Plauderei über jene traurige Thatsache hinweglügt, die das Leben so unleidlich macht: daß jede Stunde sechzig Minuten hat und vierundzwanzig Stunden jeder Tag! — Und hat er das erreicht, so verlangt er keinen Dank von Dir; er dankt Dir noch, daß Du ihm so aufmerksam zugehört hast, und ist das Plauderstündchen vorbei, so lüftet er höflich seinen Hut und empfiehlt sich Dir als Dein ergebener Diener!

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.

56, 231, 233, 234

Zentralbibliothek Zürich
ZM02512247